

Industrielle Welt

Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte

Herausgegeben von
Andreas Eckert und Joachim Rückert

Band 91 Jörn Leonhard, Willibald Steinmetz (Hg.)
Semantiken von Arbeit: Diachrone und
vergleichende Perspektiven

Jörn Leonhard, Willibald Steinmetz (Hg.)

Semantiken von Arbeit: Diachrone und vergleichende Perspektiven



2016

BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
des Internationalen Geisteswissenschaftlichen Kollegs
„Arbeit und Lebenslauf in globalgeschichtlicher Perspektive“
an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

© 2016 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln Weimar Wien
Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, www.boehlau-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist unzulässig.

Korrektorat: Malte Heidemann, Berlin
Druck und Bindung: Finidr, Cesky Tesin
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
Printed in the EU

ISBN 978-3-412-50280-5

Inhalt

Einführung

Jörn Leonhard/Willibald Steinmetz
Von der Begriffsgeschichte zur historischen Semantik von ‚Arbeit‘ 9

Arbeitsbegriffe und Arbeitswelten: Annäherungen aus historisch- semantischer, sozialgeschichtlicher und ethnographischer Sicht

Ludolf Kuchenbuch
Dienen als Werken.
Eine arbeitssemantische Untersuchung der Regel Benedikts 63

Josef Ehmer
Arbeitsdiskurse im deutschen Sprachraum des 15. und 16. Jahrhunderts ... 93

Sven Korzilius
Arbeit und Status in den iberischen Königreichen und ihren amerikanischen
Kolonien im 17. und 18. Jahrhundert 115

Gerd Spittler
Arbeit zur Sprache bringen – ethnographische Annäherungen 147

Laura Levine Frader
Gender, Ethno-racial Difference, and the ‘Languages of Labor’ in
20th Century France 167

Reinhard Schulze
Arbeit als Problem der arabischen Sozialgeschichte 191

Julia Seibert
Kazi. Konzepte, Praktiken und Semantiken von Lohnarbeit im
kolonialen Kongo 209

Sigrid Wadauer
Immer nur Arbeit? Überlegungen zur Historisierung von Arbeit und
Lebensunterhalten 225

Definitionskämpfe um Arbeit und Nicht-Arbeit in der industriellen und postindustriellen Welt

Thomas Welskopp

Von „Geldsäcken“ und „Couponabschneidern“. Sozialdemokratische
Semantiken der Nicht-Arbeit zwischen der Revolution von 1848 und
den 1890er Jahren 249

Bénédicte Zimmermann

Semantiken der Nicht-Arbeit an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert.
,Arbeitslosigkeit‘ und ‚chômage‘ im Vergleich 269

Kiran Klaus Patel

Arbeit als Dienst am Ganzen.
Nationalsozialismus und *New Deal* im Vergleich 289

Shingo Shimada

Arbeitsbegriffe in der japanischen Gesellschaft des 20. Jahrhunderts 309

Jörg Neuheiser

Vom bürgerlichen Arbeitsethos zum postmaterialistischen Arbeiten?
Werteforschung, neue Arbeitssemantiken und betriebliche Praxis in den
1970er Jahren 319

Dietmar Süß

Autonomie und Ausbeutung. Semantiken von Arbeit und Nicht-Arbeit
in der Alternativbewegung der 1980er Jahre 347

Ulrich Bröckling

Vermarktlichung, Entgrenzung, Subjektivierung. Die Arbeit des
unternehmerischen Selbst 371

Kommentar

Thomas Sokoll

Alteuropäisches Erbe, moderne Ausprägung und postmoderne
Verwerfungen im Arbeitsbegriff 393

Dank 411

Autorinnen und Autoren 412

Einführung

Von der Begriffsgeschichte zur historischen Semantik von ‚Arbeit‘

Fragt man, wer wir seien oder wie wir gesehen werden möchten, antworten wir häufig mit einer Berufs- oder Tätigkeitsangabe; „[...] wir definieren uns und andere durch *Arbeit*. Durch die Art und Menge unserer *Arbeit*“ ‚Arbeit‘ ist daher ein „Schlüsselwort“ unserer Gesellschaft, so der Linguist Fritz Hermanns.¹ Jedenfalls in der modernen Welt ist es so, und das gilt nicht nur für die fortgeschrittenen westlichen und asiatischen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaften, sondern auch für die sogenannten Schwellen- und Entwicklungsländer. Aber welche Wörter bilden in den gesprochenen und alten Sprachen der Welt überhaupt das Sinnfeld, das im heutigen Deutsch durch den Kollektivsingular ‚Arbeit‘, im Französischen durch *travail*, im Italienischen durch *lavoro*, im Englischen durch zwei konkurrierende Wörter – *work* und *labour* – beherrscht wird?² Schon das englische Beispiel weist auf die Schwierigkeit hin, Äquivalenz des Gebrauchs und Synonymität der Bedeutungen zwischen den Sprachen – in ihren gegenwärtigen und historischen Stadien – für unser Schlüsselwort ‚Arbeit‘ ohne weiteres vorauszusetzen.

Sieht man näher hin, differenziert sich das Vokabular, mit dem man es zu tun hat, in allen Sprachen breit aus. Nehmen wir nur das heutige Deutsch und beschränken uns auf die Substantive, dann stoßen wir auf eine Fülle von Wörtern: Man hat eine ‚Beschäftigung‘, einen ‚Beruf‘, einen ‚Job‘, eine ‚Anstellung‘, eine ‚Aufgabe‘; man tut ‚Dienst‘, legt ‚Engagement‘ an den Tag, versieht ein ‚Amt‘, übt eine ‚Tätigkeit‘ aus, man geht ‚auf Maloche‘, ins ‚Geschäft‘ oder in die ‚Praxis‘; man empfindet dies als ‚Mühe‘, ‚Plackerei‘, ‚Einsatz‘, ‚Anstrengung‘; und all diese Aktivitäten ebenso wie ihre Resultate werden gewürdigt als ‚Werk‘, ‚Schaffen‘, ‚Erwerb‘, ‚Leistung‘, ‚Selbst-

1 Fritz Hermanns: *Arbeit*. Zur historischen Semantik eines kulturellen Schlüsselwortes (1993). In: ders.: *Der Sitz der Sprache im Leben*. Beiträge zu einer kulturalistischen Linguistik, hg. von Heidrun Kämper, Angelika Linke, Martin Wengeler. Berlin/Boston 2012. S. 277–293, hier: S. 278.

2 Mit sensiblem Gespür für die Bedeutungsdivergenz: Raymond Williams: *Keywords. A Vocabulary of Culture and Society*. 3. Aufl. London 1983. S. 176–179, 334–337. Vgl. auch: Bénédicte Zimmermann: *Art. Travail, Labor/Work, Arbeit*. In: *Dictionnaire des concepts nomades en sciences sociales*, hg. von Olivier Christin. Paris 2010. S. 397–406.

verwirklichung‘ oder gesellschaftliche ‚Produktion‘. Keines dieser Substantive deckt den gesamten Bedeutungsumfang des Worts ‚Arbeit‘ ab, doch sie alle gehören in seinen Sinnbezirk. Andere Sprachen weisen ein eher noch reicheres, weniger scharf um ein zentrales Wort kreisendes Arbeitsvokabular als das Deutsche auf.³ Aber was genau bedeuten all diese Wörter? Wie grenzen sich ihre Bedeutungen voneinander ab? Und wie verhalten sie sich zueinander, wenn Bedeutung – wie im vorliegenden Band – im doppelten Sinne verstanden werden soll: als Referenz auf Sachverhalte und Vorstellungen einerseits (semantische Dimension), als folgenreiche Verwendung im Kommunikationsfluss andererseits (pragmatische Dimension)?

Wenn es um den Arbeitsbegriff geht, ist auch nach dem Gegenteil von Arbeit zu fragen. Wo und wie, mit welchen sozialen Folgen werden im Sprachgebrauch jeweils die Grenzen zwischen Arbeit und verschiedenen Formen von Nicht-Arbeit wie ‚Muße‘, ‚Freizeit‘, ‚Ruhe‘, ‚Faulenzerei‘, ‚Urlaub‘, ‚Feierabend‘, ‚Pause‘, ‚Spiel‘, ‚Genuss‘, ‚Flanerie‘, ‚Rentnertum‘ oder ‚Arbeitslosigkeit‘ gezogen? Auch diese Kehrseite der Arbeit fächert sich in allen Sprachen bei näherem Hinsehen in ein breites semantisches Feld aus, dessen äußere und innere Grenzen alles andere als scharf bestimmt sind.

Davon, von den Bedeutungen und dem Bedeutungswandel der Vokabularien, die zusammen das Sinnfeld dessen konstituieren, was wir heute Arbeit nennen, handelt dieser Band. Die umständliche Formulierung deutet bereits auf ein Problem hin, dem sich eine historische Semantik von Arbeit in diachroner und vergleichender Perspektive stellen muss: Mit welchem Recht kann man davon ausgehen, dass ein abstrakter, unzählige Tätigkeitsformen und -felder einschließender Arbeitsbegriff, wie er uns geläufig ist, als eine Universalie behandelt werden kann? Mehrere Beiträge dieses Bandes weisen explizit darauf hin, dass diese Annahme weder für die älteren Epochen der europäischen Geschichte noch für nicht-europäische Länder und Regionen ohne weiteres zulässig ist.⁴

Es stellt sich damit ein Dilemma, mit dem sich jede Begriffsgeschichte auseinandersetzen muss: Wir kommen nicht umhin, bei einem eigenen Vorverständnis, in unserem Fall von ‚Arbeit‘, zu beginnen. Ohne einen vorgängigen Begriff als Aus-

3 Vgl. die Wortfeldanalysen für das Deutsche, Französische und Englische bei: Meta Krupp: Wortfeld „Arbeit“. In: Johann Knobloch u. a. (Hg.): Europäische Schlüsselwörter. Wortvergleichende und wortgeschichtliche Studien. Bd. II/I: Kurzmonographien. Wörter im geistigen und sozialen Raum. München 1964. S. 258–286; Hartmut Graach: Labour und Work. In: ebd. S. 287–316. Weitere Belege in: Pascal David/John McCumber: Art. Travail/Labor, Work/Arbeit. In: Vocabulaire européen des philosophies. Dictionnaire des intraduisibles, hg. von Barbara Cassin. Paris 2004. S. 1320–1321.

4 Vgl. insbesondere die Beiträge von Sigrid Wadauer (S. 225–245), Josef Ehmer (S. 93–113), Reinhard Schulze (S. 191–208) sowie den Kommentar von Thomas Sokoll (S. 393–409) in diesem Band.

gangs- und Angelpunkt für vergleichende Beobachtungen zum vergangenen oder fremdsprachlichen Wortgebrauch lässt sich keine Begriffsgeschichte schreiben. Dieser Ausgangspunkt kann ein nicht näher problematisiertes Alltagsverständnis sein. Besser aber wäre ein davon abstrahierender Definitionsversuch. ‚Arbeit‘ als Oberbegriff für alles Handeln, das in irgendeiner Weise dem Unterhalt dient (dem eigenen wie dem der anderen), so Ludolf Kuchenbuchs Basisdefinition für seinen Aufsatz im vorliegenden Band;⁵ ‚Arbeit‘ als Sammelbezeichnung für jede absichtsvolle Hervorbringung von Gütern oder Diensten, so Marcel van der Lindens Vorschlag für das umfassende Projekt zur Globalgeschichte von Arbeit am *International Institute of Social History* in Amsterdam.⁶ Das sind gute Beispiele für hinreichend abstrakte Vorab-Definitionen, die sich dadurch auszeichnen, dass sie gerade *nicht* allzu voraussetzungsreich sind. So entgehen sie der Gefahr, zu viele epochen- oder kulturspezifische Merkmale in sich aufzunehmen. Ganz frei davon, so könnte man argumentieren, sind auch sie nicht. Wie immer eine Vorab-Definition ausfällt, keinesfalls darf sie dazu (ver)führen, die Existenz eines unserem jeweiligen Vorverständnis entsprechenden Begriffs, hier des abstrakten Arbeitsbegriffs, für alle Zeiten und Räume zu unterstellen. Vielmehr dient ein derart vorgefasster Begriff vor allem heuristischen Zwecken. Er steckt ein Suchfeld ab, dessen historisch variable Aus- und Umgestaltungen im Sprachgebrauch dann auszuleuchten und, soweit möglich, zu erklären sind.

Bei einem Sammelband wie dem vorliegenden, dessen Beiträge sich auf die Zeit vom europäischen Frühmittelalter bis zur Gegenwart erstrecken und neben Westeuropa mehrere andere Weltregionen punktuell erfassen, erschien es den Herausgebern gleichwohl nicht ratsam, allen Autorinnen und Autoren eine verbindliche Rahmendefinition vorzugeben. Die Aufgabe, zwischen dem eigenen, westlich-modernen Vorverständnis und den häufig ganz anders strukturierten semantischen Feldern der jeweils betrachteten Sprach- und Zeiträume zu vermitteln, ist vielmehr ein Bestandteil der in den Einzelbeiträgen präsentierten empirischen Arbeit. Die historisch-semantischen Studien dieses Bandes leisten damit gewissermaßen Übersetzungsarbeit. Sie praktizieren, und verlangen von den Leserinnen und Lesern, ein ständiges Hin- und Hergehen in der Zeit und im Raum: aus vergangenen Zuständen uns vertrauter Sprachen in die gegenwärtige Begriffswelt und zurück; ebenso aus fremden Sprachen in die eigene und zurück. Übersetzungsversuche von Lexikographen, Missionaren, Ethnologen und anderen Vermittlerfiguren können dabei eine wichtige, jedoch keineswegs immer

5 Vgl. Ludolf Kuchenbuch in diesem Band. S. 64.

6 Marcel van der Linden: Studying Attitudes to Work Worldwide, 1500–1650: Concepts, Sources, and Problems of Interpretation. In: Karin Hofmeester/Christine Moll-Murata (Hg.): The Joy and Pain of Work. Global Attitudes and Valuations, 1500–1650 (International Review of Social History, Special Issue 19). Cambridge 2011. S. 25–43, hier: S. 27: “Work is the purposive production of useful objects or services.”

verlässliche Orientierungshilfe sein. Übersetzungs- und Transfergeschichten ergänzen, ersetzen aber nicht eine von zeitgenössischen Wissenshorizonten sich lösende, vergleichende historische Semantik, wie sie hier angeregt wird.

1 Ausgangspunkte: Meistererzählungen zum Arbeitsbegriff

Über Arbeitsbegriffe in der westlich-europäischen Geschichte ist viel geschrieben worden. Oft handelt es sich allerdings vor allem um Geschichten sich verschiebender *Bewertungen* von Arbeit, die den Aspekt der sich wandelnden *Bezeichnungen* außer Acht lassen – als ob die Wörter gleichgültig für den jeweiligen Begriff von Arbeitsverhältnissen, Arbeitsformen und Arbeiterexistenzen gewesen wären.⁷ Es gibt jedoch durchaus eine Reihe von Groß- oder Teilerzählungen zu den Begriffen von ‚Arbeit‘, die sich zumindest um eine historisch-semantische Komponente bemühen, also den diachron, zwischensprachlich und situativ variierenden *Wortgebrauch* als relevant für die *Begriffsbildung* in den jeweiligen Zeit- und Kulturräumen einstufen. Von diesen bisher vorliegenden begriffsgeschichtlichen Groß- und Teilerzählungen zur ‚Arbeit‘ wollen wir, ohne Einzelheiten berücksichtigen zu können, ausgehen.

1.1 Aufwertung und Überhöhung von ‚Arbeit‘

Im deutschen Sprachraum pflegt man als Begriffshistoriker/in zuerst in das Sammelwerk „Geschichtliche Grundbegriffe“ zu schauen. Werner Conzes dort erschienener Artikel „Arbeit“ reicht von der Antike bis ins frühe 20. Jahrhundert, legt aber – der Konzeption des Lexikons entsprechend – den Schwerpunkt auf die ‚Sattelzeit‘, also die Jahrzehnte zwischen 1750 und 1850. Wie die meisten anderen Überblicksdarstellungen steht Conzes begriffsgeschichtliche Erzählung unter dem Leitmotiv der allmählichen, seit der Reformation immer deutlicher hervortretenden Aufwertung angestrebter (körperlicher) Arbeit.⁸ Die für die Antike kennzeichnende Assoziation mühevoller Arbeit (gr. *ponos*, lat. *labor*) mit niedrigem sozialem Status sei, so Conze,

7 Dieser Mangel ist sehr deutlich bei Herbert Applebaum: *The Concept of Work: Ancient, Medieval, and Modern*. Albany NY 1992.

8 Werner Conze: Art. Arbeit. In: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hg. von Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck: Bd. I. Stuttgart 1972. S. 154–215. Vgl. daneben auch die das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert mehr als Conze berücksichtigende ältere Arbeit von Adriano Tilgher: *Storia del concetto di lavoro nella civiltà occidentale (homo faber)* (1929). Mit einem Vorw. von Angelo Varni. Bologna 1983 (engl. Ausgabe: *Work. What it has Meant to Men through the Ages*. New York 1931); sowie als neueres Bei-

auch im christlichen Mittelalter präsent geblieben, jedoch seien namentlich in den Klöstern und spätmittelalterlichen Städten bereits Tendenzen der Aufwertung zu finden. Die aktuelle Mittelalterforschung widerspricht dieser Deutung im Grundsatz nicht, zeichnet aber ein differenzierteres Bild. So wird in einem neueren Band zum Thema davor gewarnt, aus einzelnen Quellenfunden generelle Aussagen zu *dem* Arbeitsbegriff in größeren sozialen Formationen des Mittelalters abzuleiten,⁹ und Einzelstudien belegen, dass es beispielsweise in den verschiedenen Ordensgemeinschaften des Hoch- und Spätmittelalters von den Reformbenediktinern über die Zisterzienser bis zu den Bettelorden sehr differenzierte Vorstellungen von Arbeitsteilung verbunden mit Ausweitungen des ursprünglich nur auf körperliche Arbeit anwendbaren Begriffs *labor* auf Seelsorge- und Geistestätigkeiten, daneben aber auch partielle Aushöhlungen des im Mönchtum geltenden Arbeitsgebots gab.¹⁰ Je näher man also die Linse an einzelne „Situationen des Wortgebrauchs“¹¹ heranführt, desto mehr scheint sich die Groß-erzählung der Aufwertung von (körperlicher) Arbeit schon für die älteren Epochen der europäischen Geschichte aufzulösen in sich wiederholende Teilepisoden von Auf- und Abwertung, allgemeinem Arbeitspostulat und Widerspruch dagegen.

In den Jahrhunderten zwischen Reformation und Revolution verschärfte sich die Spannung zwischen Auf- und Abwertung. Einerseits trifft es zweifellos zu, dass – wie Conze mit vielen anderen festhält – die harte Arbeit durch Luther höher gewertet wurde, sofern sie nur gläubig dienend und nicht im katholischen Sinne der ‚guten Werke‘ verrichtet wurde, weiterhin: dass sich bei Calvin und mehr noch im englischen Puritanismus der weltliche *Erfolg* der Arbeit mit dem Erwählungsglauben verknüpfte, schließlich dass alle Reformatoren sich einig waren, wenn es galt, die angeblich nichtsnutzigen Mönche, die Faulen und Bettler zu verurteilen, also den „Faulteuffel“ auszurotten, wie es in einer nachreformatorischen Schrift hieß.¹² Ande-

spiel die bis in die jüngste Gegenwart reichende Studie von Sharon Beder: *Selling the Work Ethic. From Puritan Pulpit to Corporate PR*. London/New York 2000.

9 Hans-Werner Goetz: „Wahrnehmung“ der Arbeit als Erkenntnisobjekt der Geschichtswissenschaft. In: Verena Postel (Hg.): *Arbeit im Mittelalter. Vorstellungen und Wirklichkeiten*. Berlin 2006. S. 21–33, hier: S. 28 f. u. 32.

10 Klaus Schreiner: „Brot der Mühsal“ – Körperliche Arbeit im Mönchtum des hohen und späten Mittelalters. Theologisch motivierte Einstellungen, regelgebundene Normen, geschichtliche Praxis. In: Postel (Hg.): *Arbeit* (wie Anm. 9). S. 133–170.

11 Wir übernehmen diese Formulierung (und die damit gemeinte Konzeption historischer Semantik) von Ludolf Kuchenbuch. Vgl. Ludolf Kuchenbuch/Uta Kleine (Hg.), „Textus“ im Mittelalter. Komponenten und Situationen des Wortgebrauchs im schrift-semantischen Feld. Göttingen 2006.

12 Joachim Westphal: *Faulteuffel. Wider das Laster des Müssigganges* (1569). Zit. nach: Eckart Pankoke: *Die Arbeitsfrage. Arbeitsmoral, Beschäftigungskrisen und Wohlfahrtspolitik im Industriezeitalter*. Frankfurt a. M. 1990. S. 26 u. 284 f. Vgl. zu dieser

rerseits sollte man nicht übersehen, dass sich – wie Lucien Febvre in seiner Skizze zum Arbeitsbegriff (1948) schreibt – neben aller „glorification du travail“ durch die Reformatoren auch ein desto kräftiger ausgesprochener „mépris des artisans, des ouvriers, des mécaniques“ bei etlichen Aristokraten und Gebildeten zeigte, der bei manchen von ihnen noch bis ins 19. Jahrhundert anzutreffen war.¹³

So verstummten selbst im 19. Jahrhundert nicht die Gegenstimmen gegen die nunmehr eindeutig dominierende Hochschätzung der Arbeit. Zwar war das 19. Jahrhundert laut Adriano Tilgher das ‚goldene Zeitalter‘ des Arbeitsbegriffs, in dem dieser an die Spitze der Moralbegriffe und damit zum Schlüsselbegriff einer Gesamtsicht der Welt und des Lebens aufrückte.¹⁴ Doch war insbesondere das späte 19. Jahrhundert nicht arm an Stimmen, die – wie Friedrich Nietzsche – im Namen der „Kunst“, der „Achtung vor den Wissenden“ und der für die „empfindsamen Geister“ nötigen „Langeweile“ gegen das unermüdliche „Reden vom ‚Segen der Arbeit‘“ protestierten.¹⁵ Andere kritisierten den viktorianischen „gospel of work“ vor allem als Ideologie derer, die in ihrer „comfortable idleness“ ungestört bleiben und weiter von der „labour of others“ leben wollten – so Bertrand Russell und William Morris.¹⁶ Indirekt bestätigten die beiden englischen Autoren damit die Hochschätzung mühevoller Arbeit (engl. *toil*), wandten sich aber gegen den Missbrauch des Arbeitsvokabulars als Ideologie.

Kehren wir zu Werner Conzes Artikel im Lexikon „Geschichtliche Grundbegriffe“ zurück. Das langfristige Aufwertungsnarrativ bildet den Rahmen, innerhalb dessen Conze das Kernstück seiner Begriffsgeschichte unterbringt. Es handelt von der Durchsetzung „des modernen Begriffs der Arbeit“.¹⁷ Der moderne Arbeitsbegriff beginnt für Conze in England mit John Lockes Theorie des Eigentums an der eigenen Arbeitskraft und ihren Resultaten. Er erreicht dann seine klassische Ausformung mit der Erhebung von ‚Arbeit‘ (*labour*) zur menschlichen Potenz, ja zu einem quasi selbststrätigen Subjekt im Wirtschafts- und Zivilisationsprozess durch die Nationalökonomien seit Adam Smith. In Deutschland sei der „Sprung zum modernen Arbeitsbegriff“ erst um

Schrift auch Paul Münch: Lebensformen in der Frühen Neuzeit, 1500–1800. Frankfurt a. M. 1998, S. 308.

13 Lucien Febvre: Travail: évolution d'un mot et d'une idée. In: Journal de psychologie normale et pathologique, 41, 1948, S. 19–28, hier: S. 26 f.

14 Tilgher: Storia (wie Anm. 8), S. 85.

15 Friedrich Nietzsche: Menschliches, Allzumenschliches II (1879). In: ders.: Kritische Studienausgabe, hg. von Giorgio Colli/Mazzino Montinari, Bd. 2. München 1999, S. 623 und S. 675 f.; ders.: Die fröhliche Wissenschaft (1882). In: ders.: Kritische Studienausgabe, hg. von Giorgio Colli/Mazzino Montinari, Bd. 3. München 1999, S. 409; ders.: Morgenröte. Gedanken über die moralischen Vorurteile (1881). In: ebd., S. 154.

16 Die Zitate von Russell und Morris bei Graach: Labour (wie Anm. 3), S. 302 f.; für weitere ähnliche Belege auch ebd., S. 313 f.

17 Vgl. zum Folgenden Conze: Art. Arbeit (wie Anm. 8), S. 168–207.

1800 durch die Rezeption dieser Lehren erfolgt. Conze behandelt diese Rezeptionsvorgänge unter der Überschrift „Ökonomisierung“.¹⁸ ‚Modern‘ ist also in der Diktion Conzes vor allem der Arbeitsbegriff der (britischen) Nationalökonomie, an dem sich die verschiedenen ideologischen Richtungen des 19. Jahrhunderts vom Liberalismus über den Konservatismus bis hin zu Marx und Engels dann abzuarbeiten hatten.

Neben der Ökonomisierung lassen sich aus Conzes Erzählung vier weitere Merkmalsbestimmungen des modernen Arbeitsbegriffs ableiten, die hier (systematischer als im Artikel selbst) schlagwortartig aufgeführt seien. Der Arbeitsbegriff war – erstens – einem Abstraktionsprozess unterworfen. Die Nationalökonomien wie auch ihre Kritiker konzipierten Arbeit als abstrakten Produktionsfaktor (neben Land und Kapital), als zähl- und messbare volkswirtschaftliche Größe. Sprachlich schlug sich der Abstraktionsprozess darin nieder, dass ‚Arbeit‘ (*labour*) zu einem Kollektivsingular wurde, der sowohl die Gesamtheit der verausgabten Arbeitskraft als auch die Gesamtheit der (unmittelbar oder mittelbar) produktiv Arbeitenden umfasste. Der Arbeitsbegriff erlebte – zweitens – eine Verzeitlichung, indem er in menschengeschichtliche Zivilisations- und Fortschrittsentwürfe eingeschrieben wurde. Die seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts zunehmend standardisierten Erzählungen zur Arbeitsteilung und ihren positiven Effekten für wirtschaftliches Wachstum bildeten hierbei das Zentralstück. Wie zahlreiche andere Grundbegriffe erfuhr der Arbeitsbegriff – drittens – eine anhaltende Politisierung und Ideologisierung. Rufe nach Freisetzung der Arbeit, Öffnung des Marktes für alle Talente, Ermöglichung von Mobilität, Beseitigung von Monopolen usw. stärkten im Liberalismus den semantischen Konnex zwischen ‚Arbeit‘ und ‚Freiheit‘, während die liberalen Forderungen bei Konservativen und Sozialisten zu Warnungsprognosen und utopischen Gegenentwürfen Anlass gaben. Der dergestalt abstrahierte, verzeitlichte und politisierte Arbeitsbegriff rückte – viertens – seit dem beginnenden 19. Jahrhundert in immer größere Nähe zum Nationalstaat, so dass man von einer Nationalisierung sprechen könnte. Conze sieht einen „stärker voluntaristischen Bezug zur Nation“.¹⁹ Dieser Nationsbezug erfolgte, so Conze, „sowohl im Rückblick auf Vorstufen primitiver wie im Hinblick auf die Konkurrenz gegenwärtiger ‚zivilisierter‘ Nationen“.²⁰

Insbesondere die letzte Beobachtung ist bemerkenswert, denn sie erlaubt es, der Großerzählung von der Aufwertung des Arbeitsbegriffs weitere Teilerzählungen hinzuzufügen, die Conze wegen der Begrenzung der „Geschichtlichen Grundbegriffe“ auf die Zeit bis etwa 1850 nur ansatzweise ausgeführt hat. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts häufen sich vor allem in bürgerlich-liberalen, konservativen, später völkischen

18 Ebd., S. 175 u. 174.

19 Ebd., S. 189 (hier bezogen auf Friedrich List).

20 Ebd., S. 181 (hier bezogen auf Christian Jakob Kraus, der den Begriff ‚Nationalarbeit‘ prägte).

Kreisen Deutschlands, aber nicht nur dort, semantische Verknüpfungen zwischen den Begriffen ‚Arbeit‘, ‚Ehre‘, ‚Volk‘ und ‚Nation‘. Diskursprägend in Deutschland wurde Wilhelm Heinrich Riehl mit seinem Werk „Die deutsche Arbeit“ (1861). Jedes Volk arbeite „nach seiner Art“, jedes Volk wisse, „daß es mit eigenartigen, ihm allein zugehörigen Formen und Ergebnissen der Arbeit sich als persönlich ausweisen müsse im Kreise der Nationen“, so Riehls Überzeugung.²¹ Der im Volk verankerte, „ächt deutsche Gebrauch des Wortes ‚Arbeit‘“ fasse „vor allen Dingen die Arbeit als sittliche That“ auf; hingegen sträube sich „der Mutterwitz und der sittliche Ernst des deutschen Volkes“ gegen einen bloßen „Mammonsgeist der Arbeit“.²² Mit ihrer Art zu arbeiten zeichneten sich also die Deutschen, Riehl zufolge, weniger durch ausgeprägte Gewinnorientierung als durch eine ideell getriebene Arbeitsbereitschaft aus. Riehls wiederholte Gegenüberstellung von „Schaffen und Rafften blos um eigennützigem Gewinnes willen und der Arbeit, welche in aufopferungsfreudiger Begeisterung um des idealen Erfolges willen unternommen wird“, nahm eine von den Deutsch-Völkischen und Nationalsozialisten später zum Extrem getriebene antisemitische Zuspitzung schon vorweg.²³

Eine andere, stärker auf die Intensität der deutschen Arbeitsleistung (Fleiß) und die Qualität der deutschen Produkte im internationalen Vergleich zielende Variante des Begriffs ‚deutsche Arbeit‘ entstand im Kontext der Weltausstellungen seit 1851 und im Zuge des seit den 1880er Jahren einsetzenden Kults um die Handelsmarke *Made in Germany*.²⁴ Sebastian Conrad sieht die Konjunkturen dieser Redeweise von ‚deutscher Arbeit‘ in den Jahrzehnten um 1900 vor allem als ein „Produkt der Globalisierung“ und weist auf parallele Nationalisierungen des Arbeitsbegriffs in anderen europäischen Ländern hin, so den Gebrauch des Begriffs *travail national* in Frankreich.²⁵ Das Lob der ‚deutschen Arbeit‘ blieb keineswegs auf nationalistische Kreise beschränkt; es tauchte in zahlreichen Zusammenhängen auf, die von der

21 Wilhelm Heinrich Riehl: Die deutsche Arbeit. Stuttgart 1861. S. 3 u. 61.

22 Ebd. S. 7 f.

23 Ebd. S. 8; ähnlich auch S. 197, 222, 225 ff., 239. Riehl sah eine im „Volkscharakter“ begründete tiefe Kluft zwischen „semitischer und arischer Arbeitsehre“, die im Mittelalter zu „einer noch viel klaffenderen der jüdischen und christlichen“ erweitert worden sei. Mit Blick auf seine Gegenwart hielt er es für möglich, dass man den Juden durch die Emanzipation (von Riehl verstanden als Assimilation) „deutsche Gedanken von Arbeitsehre und Arbeitsmoral“ einpflanzen könne (ebd. S. 63 f.). Vgl. zu Riehl auch Sebastian Conrad: Globalisierung und Nation im Deutschen Kaiserreich. München 2006. S. 300 f.

24 Vgl. Sidney Pollard: „Made in Germany“ – die Angst vor der deutschen Konkurrenz im spätviktorianischen England. In: Technikgeschichte 54, 1987. S. 183–195. Vgl. auch Conze, Art. Arbeit (wie Anm. 8). S. 210.

25 Conrad: Globalisierung und Nation (wie Anm. 23). S. 282.

Schutzzolldiskussion über sozialhygienische Debatten um den ‚Volkskörper‘ bis in die Arbeitspädagogik (Kerschensteiner) und die Bewegungen zur Ästhetisierung von Produkten des alltäglichen Gebrauchs (Deutscher Werkbund) reichten.²⁶ Bis heute ist die Vorstellung, dass deutsche Arbeit sich im globalen Vergleich durch besondere Qualitätsmerkmale auszeichne, in der Alltagssprachlichen Formel von der sogenannten ‚deutschen Wertarbeit‘ geläufig.²⁷

Neben der Nationalisierung, gelegentlich auch verknüpft mit ihr, sind seit der Mitte des 19. Jahrhunderts verschiedene Spielarten der Sakralisierung des Arbeitsbegriffs zu beobachten. Sie äußerte sich zunächst darin, dass ‚Arbeit‘ häufiger mit dem Attribut ‚heilig‘ versehen wurde. In manchen Fällen stand dieses Attribut lediglich metaphorisch für die hohe Wertschätzung, die Arbeitende gegenüber den Adligen und Müßigen genießen sollten. Der linksliberale Abgeordnete Wilhelm Löwe verwendete es in diesem Sinne in der Paulskirchendebatte über die Abschaffung des Adels: „[...] ist früher das Vorrecht heilig gewesen, so ist heute die Arbeit heilig; die freie Arbeit, der Fleiß und die Tätigkeit [...] ist heute die höchste Ehre, sie ist heute auf den Thron gekommen.“²⁸ Einige Sozialdemokraten gingen in der Sakralisierung von Arbeit deutlich weiter, so besonders Josef Dietzgen in seinen zuerst 1870–75 erschienenen „Kanzelreden“. Für ihn war Arbeit tatsächlich der Weg zur Erlösung und damit säkulare Religion: „Arbeit heißt der Heiland der neueren Zeit.“ Dietzgen betonte die Diesseitigkeit des neuen Heilswegs: „Dieses Heil oder Heiligtum ist nicht entdeckt oder geoffenbaret, sondern erwachsen aus der angehäuften Arbeit der Geschichte.“ Was das Volk nunmehr berechtige, an die Erlösung zu glauben und „sie tatkräftig zu erstreben“, sei „die feenhaft produktive Kraft, die wunderbare Ergiebigkeit seiner Arbeit“.²⁹

Derartige Lobreden auf die ‚heilige Arbeit‘ blieben nicht un widersprochen. Die Kritik kam von konservativ-religiöser wie von marxistischer Seite. Als Verteidiger des Herkommens wandte sich Riehl gegen die „materialistische Lehre, welche die Arbeit schlechtweg zum Gottesdienste machen will“. Dem Volk erscheine „Gebet und Gottesdienst [...] mit Recht als ein ergänzender Gegensatz der Arbeit“. Allenfalls „der Denker und Künstler mag Augenblicke haben, von denen er sagen kann,

26 Vgl. ebd. S. 280–297.

27 Vgl. etwa: Heinz Rudolf Kunze: Deutsche Wertarbeit. Lieder und Texte 1980–1982. Frankfurt a. M. 1984. Ohne das Beiwort ‚deutsch‘ ist „Wertarbeit“ auch ein Leitbegriff aktueller Politik zur Veränderung von Arbeitsformen und -bedingungen; vgl. Andrea Nahles: Wertarbeit. Leitbegriff für eine menschliche Arbeitsgesellschaft. Berlin 2013.

28 Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der Deutschen Constituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main. Bd. 5. Frankfurt a. M. 1848. S. 3899 (6.12.1848).

29 Josef Dietzgen. Die Religion der Sozialdemokratie. Kanzelreden von Josef Dietzgen. 7. verm. Aufl. in einem Vorw. von Eugen Dietzgen. Berlin 1906. S. 10 f.

sie führten ihm Gebet und Arbeit in Eins zusammen“.³⁰ Mit völlig anderer Akzentuierung spottete Karl Marx' Schwiegersohn Paul Lafargue über die französischen Proletarier von 1848 und ihre in seinen Augen irregeleitete Forderung nach dem „Recht auf Arbeit“ (*droit au travail*): Diese „Nachkommen der Schreckenshelden haben sich durch die Religion der Arbeit so weit degradieren lassen, daß sie 1848 das Gesetz, welches die Arbeit in den Fabriken auf 12 Stunden täglich beschränkte, als eine revolutionäre Errungenschaft entgegennahmen; sie proklamierten das *Recht auf Arbeit* als ein revolutionäres Prinzip. Schande über das französische Proletariat!“³¹ Direkt auf Dietzgen antwortend beklagte schließlich Walter Benjamin in seinen geschichtsphilosophischen Thesen (1940), dass die „alte protestantische Werkmoral [...] in säkularisierter Gestalt bei den deutschen Arbeitern ihre Auferstehung“ gefeiert habe. Benjamins Vorwurf gegen Dietzgens „korruptierten Begriff von Arbeit“ ging noch einen Schritt weiter. Spätere ökologische Argumente vorwegnehmend kritisierte er „die technokratischen Züge“ in Dietzgens Vision: „Die Arbeit, wie sie nunmehr verstanden wird, läuft auf die Ausbeutung der Natur hinaus, welche man mit naiver Genugtuung der Ausbeutung des Proletariats gegenüber stellt.“³²

Die Sakralisierung des Arbeitsbegriffs war keine deutsche Besonderheit. Mindestens ebenso ausgeprägt fand sie sich in England und den USA.³³ Schon in den von Verelendung der englischen Hand- und Fabrikarbeiter gekennzeichneten 1840er Jahren hatte Thomas Carlyle von der „perennial nobleness, and even sacredness, in Work“ geschrieben. Das Subjekt der Selbsterlösung durch Arbeit und Adressat seiner Aufrufe waren bei ihm allerdings nicht, wie bei Dietzgen, die Arbeiterklasse oder das Volk, sondern in erster Linie der einzelne Mensch:

The latest gospel of the world is, know thy work and do it. [...] for, properly speaking, all true work is Religion: and whatsoever Religion is not work may go and dwell among the Brahmins, Antinomians, Spinning Dervishes, or where it will; with me it shall have no harbour. [...] Who art thou that complainest of thy life of toil? Complain not. Look up,

30 Richl: Die deutsche Arbeit (wie Anm. 21). S. 35.

31 Paul Lafargue: Das Recht auf Faulheit & Persönliche Erinnerungen an Karl Marx, hg. von Iring Fetscher. Wien 1966. S. 23. Lafargues Schrift erschien zuerst 1880 in der Zeitschrift „L'Égalité“ unter dem Titel „Le droit à la paresse. Réfutation du droit au travail de 1848“. Von Eduard Bernstein ins Deutsche übersetzt erschien sie zum ersten Mal im Jahr 1884.

32 Walter Benjamin: Über den Begriff der Geschichte (1940). In: ders.: Kairos. Schriften zur Philosophie. Ausgewählt und mit einem Nachwort von Ralf Konersmann. Frankfurt a. M. 2007. S. 313–324, hier: S. 318 f. (These XI).

33 Zahlreiche Belege, vor allem für die USA, bei Beder: *Selling the Work Ethic* (wie Anm. 8).

my wearied brother; see thy fellow Workmen there, in God's Eternity; surviving there, they alone surviving: sacred Band of the Immortals [...].³⁴

Die von Carlyle gepredigte Religion der Arbeit sollte das Christentum nicht ersetzen. Vielmehr dachte er sich Arbeit zunächst einmal als gelebtes, puritanisch inspiriertes Christentum, als den Königsweg zur Unsterblichkeit für jeden Einzelnen. In zweiter Linie spielten dann bei Carlyle und anderen viktorianischen Propheten der Arbeitsmoral auch Appelle an den Nationalstolz eine Rolle. Angestrenzte Arbeit sollte die ökonomische und zivilisatorische Spitzenstellung Englands in der Welt sichern und ausbauen helfen.³⁵

Religiöses Vokabular, religiöse Symboliken und Liturgien durchzogen auch die Arbeitsdiskurse im ‚Zeitalter der Extreme‘, besonders in den totalitären Systemen. Wirksam wurden sie vor allem in visuellen Bildern – Plakaten, Denkmälern, Fotografien – und mehr noch in massenwirksamen Inszenierungen. Die Verehrung der ‚Helden der Arbeit‘ in der Sowjetunion und den sozialistischen Staaten nach 1945 nahm Züge eines religiösen Kults an, waren es doch vor allem die individuelle Selbstüberwindung und ihr freiwilliges Martyrium für die große gemeinsame Sache, die man an den sozialistischen Arbeitshelden, ähnlich wie bei Heiligen, feierte.³⁶ Die von Leni Riefenstahl 1934–35 verfilmten und in die Kinos gebrachten Gelöbnisrituale des Reichsarbeitsdienstes auf dem NS-Parteitagsgelände von Nürnberg waren mit ihren gebetsartigen Wechselreden dem katholischen Gottesdienst nachgebildet.³⁷

34 Thomas Carlyle: *Past and Present* (1843), hg. von A. M. D. Hughes. Oxford 1921. S. 176–182.

35 Vgl. mit Belegen Walter E. Houghton: *The Victorian Frame of Mind, 1830–1870*. New Haven/London 1957. S. 242–262.

36 Vgl. Rainer Gries/Silke Satjukow: *Helden der Arbeit*. In: Pim Den Boer u. a. (Hg.): *Europäische Erinnerungsorte. Das Haus Europa*: Bd. 2. München 2011. S. 65–72; Robert Maier: *Die Stachanov-Bewegung 1935–1938. Der Stachanovismus als tragendes und verschärfendes Moment der Stalinisierung der sowjetischen Gesellschaft*. Stuttgart 1990; vgl. zu China Yihong Jin/Kimberley Ens Manning/Lianyun Chu: *Rethinking the “Iron Girls”. Gender and Labour during the Chinese Cultural Revolution*. In: *Gender & History*, 18, 2006. S. 613–634; Rachel Funari/Bernard Mees: *Socialist Emulation in China. Worker Heroes Yesterday and Today*. In: *Labor History*, 54, 2013. S. 240–255.

37 Leni Riefenstahl: *Triumph des Willens* (Uraufführung 1935). Zur Erläuterung der Szenen vgl. Martin Loiperdinger: *Der Parteitagfilm „Triumph des Willens“ von Leni Riefenstahl. Rituale der Mobilmachung*. Opladen 1987. S. 80 f. u. 140–142. Zu Arbeitsdiskursen und -inszenierungen im Nationalsozialismus vgl. Peter Schirmbeck: *Adel der Arbeit: Der Arbeiter in der Kunst der NS-Zeit*. Marburg 1984; Eberhard Heuel: *Der unworbene Stand: die ideologische Integration der Arbeiter im Nationalsozialismus 1933–1935*. Frankfurt a. M. 1989 und jetzt grundlegend die Beiträge in Marc Bug-

Verschieden waren allerdings die kollektiven Handlungseinheiten, auf die sich die sakralisierten Arbeitsdiskurse der totalitären Systeme bezogen. Während im nationalsozialistischen Deutschland das deutsche Volk, seine ‚Rassereinheit‘ und Dominanz in der Welt das Ziel und die Letztbegründung aller Arbeitsanstrengungen sein sollten, geschah die religiöse Überhöhung der Arbeit in der bolschewistischen Sowjetunion programmatisch mit Blick auf die zukünftige Einheit der arbeitenden Klassen aller Länder, also im Namen der Weltrevolution.

Im amerikanischen Kapitalismus hingegen stand die Machtentfaltung des großen Kollektivs der Nation in der Regel hinter dem Fortkommen des Einzelnen und des kleineren Kollektivs der eigenen Firma zurück. Die semantische Überblendung von Arbeit und Religion blieb aber hier nicht weniger ausgeprägt, so, wenn der Gouverneur von Massachusetts und spätere amerikanische Präsident Calvin Coolidge im Jahr 1919 die Fabrikunternehmer als Tempelbauer und die dort Arbeitenden als Betende bezeichnete: “[T]he man who builds a factory builds a temple, [...] the man who works there worships there, and to each is due, not scorn and blame, but reverence and praise.”³⁸ Zehn Jahre später, kurz vor Ausbruch der Weltwirtschaftskrise, beschwor indes der Ideenhistoriker Adriano Tilgher schon die Gefahr herauf, dass gerade im „Heiligen Land“ der „Religion der Arbeit“, in den Vereinigten Staaten von Amerika, eine „neue Religion des Konsums und der Unterhaltung, eine Religion des Comforts, des Wohlbefindens und des Körpers“ Platz greife. Und dies geschah laut Tilgher nicht, wie etliche spätere Propheten bis hin zu den Wertewandels-Forschern der 1970er Jahre meinten, durch ein Nachlassen der Arbeitsmoral, sondern – paradoxerweise – gerade durch ihre Erfolge in Gestalt gesteigerter Güterproduktion und entsprechender Annehmlichkeiten für die breite Masse.³⁹

gein/Michael Wildt (Hg.): Arbeit im Nationalsozialismus. München 2014; vgl. auch: Carl Wege: Der Kult der Arbeit. Zu Reden und Schriften von Martin Heidegger und Ernst Jünger aus den Jahren 1932/33. In: Ulrich Bröckling/Eva Horn (Hg.): Anthropologie der Arbeit. Tübingen 2002. S. 231–240.

38 Calvin Coolidge: Have Faith in Massachusetts. A Collection of Speeches and Messages. Boston 1919. S. 14.

39 Tilgher: Storia (wie Anm. 8). S. 123 f.: “Ed è già eccezionalmente grave che, precisamente nel paese che fu fino a ieri la Terra Santa di questa religione, in America, ad opera di coloro che ne erano gli apostoli e i confessori, gli uomini d'affari e gli industriali americani, la religione del lavoro generi a poco a poco da sé, per paradossale, ma inevitabile conseguenza, una religione del tutto opposta del riposo e del divertimento. [...] Così, nella patria stessa della religione del lavoro si va creando una novissima religione del consumo e del divertimento, una religione del *comfort*, del benessere, del comodo, della pulizia, una religione del *Corpo* (e nel mio pensiero queste tre parole: *religione del Corpo*, vanno prese alla lettera), che tende a distendere la dura tensione della volontà di lavoro generata dalla religione del lavoro e a spezzare la molla psichica costruita e

1.2 Aufstieg der ‚freien‘ Lohnarbeit

Während in den dezidiert begriffshistorischen Überblicken zum Arbeitsbegriff das bis hierher skizzierte, den langen Zeitraum von der Antike bis ins mittlere 20. Jahrhundert überbrückende Aufwertungsnarrativ (mitsamt den spärlich vertretenen Gegenstimmen) den breitesten Raum einnimmt, sind nun einige andere Erzählungen zum Arbeitsbegriff vorzustellen, die unter historisch-semantischer Sicht bisher erst ansatzweise untersucht worden sind und sich in die Aufwertungserzählung nicht, oder nur teilweise, eingliedern lassen.

An erster Stelle ist die Erzählung vom Aufstieg ‚freier Lohnarbeit‘ (*free labour*) zu nennen. Sie trat vor allem in der anglophonen Welt der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts prominent hervor und war stark rechtsgeschichtlich geprägt. In Kurzfassung könnte man sie, angelehnt an Sir Henry Maine, auf die Formel „from Status to Contract“ bringen.⁴⁰ Exemplarisch mag für sie der 1882 erschienene Artikel „Labour and Labour Laws“ in der neunten Auflage der „Encyclopaedia Britannica“ stehen.⁴¹ Unter „labour“ wollte der Autor, ohne sich mit alternativen Definitionsversuchen oder gar wortgeschichtlichen Überlegungen aufzuhalten, allein die Arbeit von „freemen“ verstanden wissen, das heißt von Personen, die den Bedingungen, unter denen sie arbeiteten, zugestimmt hatten, ob vertraglich oder nicht blieb für ihn dabei zweitrangig. Der Autor schränkte seine Definition weiter ein, indem er ausschließlich *Lohnarbeit* und *Handarbeit* „in any branch of productive industry“ in den Blick nahm. Dienstleistungen schloss er ausdrücklich aus seiner Betrachtung aus.⁴²

Ausgehend von dieser enggeführten, am damals vorherrschenden Verständnis der liberalen Ökonomen orientierten Definition begab sich der Autor auf einen Streifzug durch die lange Geschichte der Arbeit und Arbeitsgesetzgebung seit der Antike. Bei seinem Durchgang stieß er – nach Jahrhunderten der Sklaverei (*slave labour*) und Knechtschaft (*serfdom*) – endlich im englischen Spätmittelalter auf erste Spuren ‚freier‘ Lohnarbeit im Sinne seiner Definition. Im verbleibenden Teil des Artikels unterzog er dann die gesamte englische Arbeitsgesetzgebung von den ersten *Statutes of Labourers* des 14. Jahrhunderts bis hin zum jüngsten Stück, dem

montata da questa.” Zum Arbeitsdiskurs in der sogenannten Wertewandels-Diskussion siehe in diesem Band den Beitrag von Jörg Neuheiser, S. 319–346.

40 Henry Sumner Maine: Ancient Law: Its Connection with the Early History of Society, and its Relation to Modern Ideas. London 1861. S. 170.

41 Anon.: Art. Labour and Labour Laws. In: The Encyclopaedia Britannica. A Dictionary of Arts, Sciences, and General Literature. 9. Aufl. (1875–89). Bd. 14. Edinburgh 1882. S. 165–175. Es handelt sich dort übrigens um den einzigen Eintrag unter dem Lemma *labour*; ein eigener Eintrag zu *work* fehlt in der neunten wie auch in früheren und späteren Britannica-Auflagen.

42 Ebd. S. 165.

Employers' Liability Act (1880), einer kritischen Revision. Diese erfolgte unter dem einzigen Gesichtspunkt, ob es sich um „legislation interfering with freedom of labour“ handelte oder aber lediglich um Gesetze, die juristische Verfahren für den Austrag von Streitigkeiten zwischen „employers and employed“ als den (vermeintlich) freien Vertragspartnern normierten.⁴³ Nur den letztgenannten Gesetzen galt die Sympathie des Autors. Seit dem 18. Jahrhundert sah er in der englischen Gesetzgebung die aus seiner Sicht angemessene Vermutung einer völligen Willens- und Dispositionsfreiheit der Vertragsparteien auf dem Vormarsch. Ohne es ausdrücklich zu betonen, datierte er damit die Durchsetzung der Rechtsform des freien *Vertrags* im Arbeitsleben auf das 18. Jahrhundert. Und aufgrund dieser, von ihm wie eine unbestreitbare Tatsache behandelten Annahme prinzipiell geltender Vertragsfreiheit begrüßte er auch den 1875 in der englischen Gesetzgebung erfolgten Terminologiewechsel von dem alten Wortpaar *Master and Servant*, das an die Knechtschaft des Mittelalters erinnerte, hin zu den neutralen Termini *Employers and Workmen*.⁴⁴

Der Aufstieg von ‚freier Arbeit‘ sowie ihre Anerkennung durch den englischen Gesetzgeber waren allerdings für den Autor kein unaufhaltsamer Prozess. Vielmehr sah er in einigen Gesetzen des 19. Jahrhunderts, namentlich in den *Truck Acts* (Verbote der Auszahlung von Löhnen in Naturalien) und im gerade verabschiedeten *Employers' Liability Act* (Gesetz über Arbeitgeberhaftung bei Arbeitsunfällen), Anzeichen für rückwärtsgewandte Tendenzen unangebrachter gesetzgeberischer ‚Einmischung‘ in die (unterstellte) Vertragsfreiheit. Die ‚freie Arbeit‘ blieb in seinen Augen eine gefährdete, zu verteidigende Errungenschaft.

Der Britannica-Artikel von 1882 liest sich insgesamt wie eine geraffte Lehrbuchversion der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrschenden Meinung unter den englischen *Common law*-Juristen, die sich dafür ihrerseits auf die popularisierten Lehren der *Political economists* stützten.⁴⁵ Beide Facheliten betrachteten die staatliche Arbeitsgesetzgebung primär unter dem Aspekt des (erwünschten) Rückzugs aus den (angeblich) auf beiden Seiten frei disponiblen Vertragsbeziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern. Die Urteilstätigkeit der Richter an den *Common law*-Gerichten orientierte sich an diesem Leitnarrativ, und sogar auf Teile der englischen Arbeiterbewegung übte die Erzählung vom Aufstieg ‚freier Arbeit‘ unter freien englischen Männern zeitweise starke Anziehungskraft aus.⁴⁶ Die Erzählung hatte freilich eine Schattenseite: die fortdauernde Strafgesetzgebung gegen indigene kontraktbrüchige

43 Ebd. S. 167 u. 170.

44 Ebd. S. 171.

45 Dazu ausführlich: Willibald Steinmetz: *Begegnungen vor Gericht. Eine Sozial- und Kulturgeschichte des englischen Arbeitsrechts (1850–1925)*. München 2002. S. 90–129.

46 Speziell zum letztgenannten Aspekt: ebd. S. 66 f.

Arbeiter in den britischen Kolonien. Der Britannica-Autor selbst kam an einer Stelle des Artikels – den tatsächlichen Charakter der kolonialen Gesetze euphemistisch verschleiern – darauf zu sprechen, wenn er die „colonial legislation“ als Modell für die „home legislation“ insoweit empfahl, als es um geeignete Mittel gehe, mittels derer man die Erfüllung von Arbeitsverträgen durchsetzen könne, ohne die „domain of the criminal law“ zu berühren.⁴⁷

Dass diese Erzählung vom Aufstieg ‚freier Arbeit‘ und ihrer rechtlichen Umsetzung in England keineswegs unangefochten blieb, zeigte sich knapp dreißig Jahre später im Artikel „Labour Legislation“ (1911) der elften Edition der „Encyclopaedia Britannica“. Die Autorin, Adelaide Mary Anderson, eine der beiden ersten *Lady Inspectors of Factories*, setzte in ihren einführenden Passagen deutlich andere Akzente. Zum einen zeigte sie eine erhöhte Sensibilität für die Mehrdeutigkeit und Historizität von Begriffen. So unterschied sie in ihrer Definition von „labour“ zwischen einer weiten, abstrakten Bedeutung: „any energetic effort“, und der im modernen Sprachgebrauch („modern parlance“) üblichen eingeschränkten Bedeutung: „industrial work of the kind done by the ‚working-classes“.“⁴⁸ Und ausdrücklich warnte sie vor einem Risiko der Konfusion „if modern technical terms such as ‚labour‘, ‚employer‘, ‚labour legislation‘ are freely applied to conditions in bygone civilizations with wholly different industrial organization and social relationships.“⁴⁹ Zum anderen, und in unserem Zusammenhang wichtiger, brachte Anderson bereits in ihren Eingangssätzen die Schlüsselbegriffe *labour*, *freedom*, *regulation/legislation* und *contract* in eine völlig andere logische und semantische Ordnung als der Britannica-Autor von 1882:

Regulation of labour, in some form or another, whether by custom, royal authority, ecclesiastical rules or by formal legislation in the interests of a community, is no doubt as old as the most ancient forms of civilization. And older than all civilization is the necessity for

47 Anon.: Art. Labour (wie Anm. 41). S. 173. Zur Arbeitsgesetzgebung, insbesondere betreffend den Kontraktbruch, und ihrer Durchsetzung im Britischen Empire siehe die Beiträge in: Douglas Hay/Paul Craven (Hg.): *Masters, Servants, and Magistrates in Britain and the Empire, 1562–1955*. Chapel Hill 2004. Vgl. für das 20. Jahrhundert auch Andreas Eckert: *Recht und „das Evangelium der Arbeit“*. Die Etablierung und Praxis arbeitsrechtlicher Regelungen im kolonialen Britisch-Afrika vor dem Zweiten Weltkrieg. In: Joachim Rückert (Hg.): *Arbeit und Recht seit 1800. Historisch und vergleichend, europäisch und global*. Köln/Weimar/Wien 2014. S. 95–112.

48 Adelaide Mary Anderson: Art. Labour Legislation. In: *Encyclopaedia Britannica*. 11. Aufl. (1910–11); Bd. 16. Cambridge 1911. S. 7–28, hier: S. 7. Zu Adelaide Anderson siehe: Mary Drake McFeely: *Lady Inspectors. The Campaign for a Better Workplace, 1893–1921*. Athens GA/London 1991. S. 25, 114 f., 118 ff.

49 Anderson: Art. Labour Legislation (wie Anm. 48). S. 7.

the greater part of mankind to labour for maintenance, whether freely or in bonds, whether for themselves and their families or for the requirements or superfluities of others.⁵⁰

Arbeitsgesetzgebung diente also, Anderson zufolge, den ‚Interessen der Gemeinschaft‘; sie konnte zudem als Indiz für ‚Zivilisation‘ gelten; und vor allem: sie reagierte auf die Tatsache, dass Arbeit für die große Mehrheit immer unter ‚Notwendigkeit‘ geschah, und zwar unbeschadet der rechtlichen Form, in der sie erfolgte („freely or in bonds“). Anderson wies damit die Vorstellung zurück, dass Arbeit unter dem Regime des Kontrakts *eo ipso* als ‚frei‘ zu gelten hatte. Gesetzliche Regulierung von Arbeit erfolgte laut Anderson – im Gegenteil – genau in der Absicht, „safety and freedom for the worker from fraud in making or carrying out wage contracts“ sicherzustellen.⁵¹ In der Diktion Andersons war es somit erst die intervenierende Gesetzgebung, die für den Arbeiter die Freiheit, Verträge zu schließen, ermöglichte. ‚Freie Arbeit‘ war auch in Andersons Erzählung das anzustrebende Ziel; sie wuchs aber nicht, wie in der Erzählung des Britannica-Autors von 1882, gleichsam naturwüchsig auf, sondern musste für die Arbeiterseite, die schwächere Partei, durch gesetzgeberisches Handeln erst hergestellt werden. Anderson ging schließlich auch darin über den Artikel von 1882 hinaus, dass sie in ihrer kritischen Sichtung der historischen und aktuellen Gesetzgebung nicht nur England und das britische Empire, sondern auch andere Länder berücksichtigte und so – durch den vergleichenden Blick – die Tendenz zu einer die ‚Freiheit‘ der Arbeiterseite schützenden oder ermöglichenden Gesetzgebung als eine international wirksame Tendenz darstellte.

Die Britannica-Artikel von 1882 und 1911 boten in kondensierter Form die beiden miteinander konkurrierenden Hauptvarianten der großen Erzählung vom Aufstieg und der stets wiederkehrenden Gefährdung ‚freier Arbeit‘. In der britischen Diskussion traten die Akzentunterschiede besonders scharf in Erscheinung, ähnlich auch in den USA. In weniger scharfer Gegenüberstellung lassen sich die beiden Varianten aber auch in den Arbeits(rechts)diskussionen kontinentaleuropäischer Länder nachverfolgen.⁵² Prozesse der Verrechtlichung im Sinne zunehmender Regelungsdichte und faktischer Normdurchsetzung konnten dabei fast immer in gegenläufiger Weise gedeutet werden: freiheitsbeschränkende Gesetze für die einen (Arbeitgeber) waren sehr oft freiheitsermöglichend für die anderen (Arbeitnehmer) – und umgekehrt. Der Deutungskampf um das, was ‚freie Arbeit‘ konkret und für wen jeweils heißen sollte,

50 Ebd.

51 Ebd.

52 Vgl. Gerhard Dilcher: Arbeit zwischen Status und Kontrakt. Zur Wahrnehmung der Arbeit in Rechtsordnungen des Mittelalters. In: Postel (Hg.): Arbeit im Mittelalter (wie Anm. 9). S. 107–131; Joachim Rückert: Das Reden über Arbeit – allgemein und juristisch. In: Rückert (Hg.): Arbeit und Recht (wie Anm. 47). S. 23–57.

war damit hochideologisch. Abgeschlossen ist er bis heute nicht. Verfolgt man die Debatten des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts um Arbeitszwangsgesetze für arbeitslose Arme (*work for welfare*) oder die Deregulierung von Arbeitsmärkten, kann man sich trotz mancher meist euphemistischer Neologismen des Eindrucks kaum erwehren, dass sich die zur Legitimation der konträren Positionen herangezogenen Erzählmuster wiederholen.

1.3 ‚Arbeitsmaschinen‘: Entfremdung und Humanisierung in der Arbeitswelt

Ein zusammenhängender Komplex von Erzählungen zur ‚Arbeit‘, der mit dem Aufkommen fabrikmäßiger Produktion seit dem Ende des 18. Jahrhunderts seine ersten Ausprägungen fand, mit der Durchsetzung tayloristischer und fordistischer Betriebsorganisation in den 1920er und 1930er Jahren seinen Höhepunkt erlebte, seit den Deindustrialisierungsprozessen der 1970er und 1980er Jahre dann an Bedeutung etwas verloren hat, lässt sich um die Metapher der menschlichen ‚Arbeitsmaschine‘ gruppieren. Wiederkehrende Schlüsselwörter in diesem Erzählkomplex sind, abgesehen von der auf den Körper des (männlichen) Arbeiters angewandten Maschinen- oder Motorenmetapher selbst,⁵³ als eher beschreibende Termini vor allem ‚Rationalisierung‘, ‚Mechanisierung‘, ‚Automatisierung‘, ‚Routine‘, ‚Ermüdung‘ usw., dazu als stark wertende Begriffe ‚Entfremdung‘ auf der einen Seite, (wiederherzustellende) ‚Arbeitsfreude‘, ‚Leistungswille‘, ‚Schönheit der Arbeit‘, ‚Humanisierung der Arbeitswelt‘ auf der anderen Seite. Die Maschinen- und Motorenmetapher überschreitet, wie die meisten Metaphern, mühelos Sprach- und Kulturgrenzen, aber auch für die Mehrzahl der anderen genannten deutschen Begriffe lassen sich, da es sich überwiegend um wissenschaftliche Fachtermini handelt, die Äquivalente in anderen europäischen Sprachen leicht auffinden. Das Vordringen des Leitbilds der Maschinenarbeit zeigte sich darin, dass die mechanisch-physikalische Arbeitsdefinition (Kraft mal Weg) in den Konversationslexika seit den 1880er Jahren an die erste Stelle rückte – vor die bis dahin in der Regel erstplazierte alltagsprachliche und volkswirtschaftliche Definition.⁵⁴

53 Grundlegend: Anson Rabinbach: The Human Motor: Energy, Fatigue and the Origins of Modernity. New York 1990. Vgl. auch François Vatin: Arbeit und Ermüdung. Entstehung und Scheitern der Psychophysiologie der Arbeit. In: Philipp Sarasin/Jakob Tanner (Hg.): Physiologie und industrielle Gesellschaft. Studien zur Verwissenschaftlichung des Körpers im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 1998. S. 347–368; sowie den Beitrag von Laura Frader in diesem Band, S. 167–190.

54 Vgl. die ersten Sätze in: Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon (Brockhaus). 11. Aufl.: Bd. 2. Leipzig 1864. S. 15: „Arbeit ist diejenige Thätigkeit des Menschen, welche irgendeinen außer ihr liegenden Zweck verfolgt.“ Brockhaus' Conversations-Lexikon. Allgemeine deutsche Real-Ency-

Die frühen Beschreibungen der Effizienzgewinne und Abstumpfungsrissen arbeitsteiliger maschineller Produktion durch Adam Smith und die ihm folgenden Ökonomen sind gut bekannt, ebenso die Kritik des frühen Marx an der auch technisch, in erster Linie aber durch die kapitalistische Produktion bedingten Entfremdung der Arbeiter von ihrem Arbeitsprodukt, von sich selbst, voneinander und schließlich vom Gattungszweck der Menschheit. Auch über die Grundsätze und praktischen Folgen von Frederick W. Taylors Werk „Principles of Scientific Management“ (1911), das binnen weniger Jahre in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde, ist – der Sache nach – so viel geschrieben worden, dass es genügt, hier daran zu erinnern.⁵⁵ Unter semantischen Aspekten verdiente Taylors Werk, gerade mit Blick auf die annähernd zeitgleichen Übersetzungen der Schlüsselvokabeln, durchaus eine eigene Untersuchung. Das Gleiche gilt für die in den 1920er Jahren mindestens ebenso einflussreichen Schriften Henry Fords.⁵⁶

Recht gut untersucht ist des weiteren auch die deutsche Diskussion über die ‚Arbeitsfreude‘ seit der Mitte des 19. Jahrhunderts.⁵⁷ Sie hatte zunächst eine technische und betriebsorganisatorische Dimension. Dabei galt es vor allem die abstumpfenden Begleiterscheinungen von extremer Arbeitsteilung, Maschinisierung und Gleichförmigkeit durch Eingriffe in die Betriebsabläufe selbst oder Verbesserungen des Arbeitsumfelds (Werkskantinen usw.) aufzufangen.⁵⁸ Für diesen Aspekt lassen sich vergleichbare Diskussionen und entsprechendes Vokabular in anderen Industrieländern

klopädie. 13. Aufl.: Bd. 1. Leipzig 1882. S. 830: „Arbeit heißt in der modernen Mechanik und Physik das Produkt aus einer Kraft in die Weglänge, welche der Angriffspunkt dieser Kraft beschreibt.“

- 55 Vgl. Philipp Sarasin: Die Rationalisierung des Körpers. Über „Scientific Management“ und „biologische Rationalisierung“. In: Michael Jeismann (Hg.): Obsessionen. Beherrschende Gedanken im wissenschaftlichen Zeitalter. Frankfurt a. M. 1995. S. 78–115. Taylors Schrift wurde innerhalb von zwei Jahren ins Deutsche, Französische, Niederländische, Schwedische, Russische, Italienische, Spanische und Japanische übersetzt (ebd. S. 80).
- 56 Zu ihrer Wirkung auf die Arbeitsorganisation, aber auch andere soziale Felder sowie zu den Unterschieden zwischen Taylorismus und Fordismus: Adelheid von Saldern: „Alles ist möglich.“ Fordismus – ein visionäres Ordnungsmodell des 20. Jahrhunderts. In: Lutz Raphael (Hg.): Theorien und Experimente der Moderne. Europas Gesellschaften im 20. Jahrhundert. Köln/Weimar/Wien 2012. S. 155–192.
- 57 Hierzu vor allem; Joan Campbell: Joy in Work, German Work. The National Debate, 1800–1945. Princeton 1989.
- 58 Vgl. Karl Miedbrodt: So denkt der Arbeiter. Eine Sammlung von Fragebogen und Arbeiterbriefen, Berlin Selbstverlag o. J. [ca. 1920]; die Arbeiter waren hier aufgefordert auszusprechen, „was Euch hindert zur Arbeitsfreude zu kommen“ (S. 8).

unschwer finden.⁵⁹ Auch die moralische Dimension des ‚Arbeitsfreude‘-Problems, also der Wunsch nach mehr Anerkennung auf Arbeitnehmerseite, dagegen die bei Unternehmern, Managern und ihren Beratern gern gepflegte Unterstellung, die große Mehrheit der Arbeitenden neige von Natur aus zu dem, was Frederick Taylor als *go slow* beschrieb, scheint keine ausgeprägten national-deutschen Spezifika besessen zu haben. Mangels vergleichender Untersuchungen muss die Frage offenbleiben, ob dies auch für die dritte, jedenfalls in Deutschland sehr wichtige Dimension der ‚Arbeitsfreude‘-Diskussion gilt: die nationale. Der von Kiran Klaus Patel in diesem Band vorgenommene Vergleich zwischen dem nationalsozialistischen Reichsarbeitsdienst und den Arbeitsprogrammen im amerikanischen *New Deal* deutet darauf hin, dass die Leitvorstellung des Dienstes an der Nation in den USA jedenfalls nicht die alles überragende Bedeutung besaß, die ihr in Deutschland schon vor 1933 und extremer dann im ‚Dritten Reich‘ zugemessen wurde.⁶⁰

Auch im faschistischen Italien war es möglich, andere, nicht-nationalistische Akzente zu setzen. So bezog der Ideenhistoriker Adriano Tilgher in seinem 1929 erschienenen Werk den hohen Wert der ‚Arbeitsfreude‘ nicht auf die Nation, sondern auf die Selbstverwirklichung des Individuums in der Auseinandersetzung mit der Außenwelt: „La gioia del lavoro è la gioia di sentire la nostra attività vittoriosa della resistenza del mondo esterno.“⁶¹ Seine erste Sorge war, dass in der von Maschinen beherrschten Welt der Arbeit (*Civiltà del Lavoro*) die geistige Kraft des Werkeschaffens (*Spiritualità dell'Operaio*) nicht verloren gehen dürfe.⁶² Tilgher baute also den alten semantischen Gegensatz von lateinisch *labor* (Mühe) und *opus* (Werk) in einen modernen Diskurs ein, der von italienischen Syndikalisten im Italien der 1960er und frühen 1970er Jahre unter dem Stichwort *Operaiismo* und in Deutschland etwas zeitverschoben und weniger systemkritisch unter der Leitformel ‚Humanisierung

59 Zum Beispiel entlang der Übersetzungen von: Hendrik de Man: Der Kampf um die Arbeitsfreude. Eine Untersuchung auf Grund der Aussagen von 78 Industriearbeitern und Angestellten. Jena 1927. Niederländische Ausgabe: Hendrik de Man: Arbeidsvreugde, übers. von W. H. Haverkorn van Rijswijk. Arnhem 1928; englische Ausgabe: Hendrik de Man: Joy in Work, übers. von Paul Eden u. Paul Cedar. London 1929; französische Ausgabe: Henri de Man: La joie au travail: Enquête basée sur des témoignages d'ouvriers et d'employés. Paris 1930.

60 Vgl. den Beitrag von Kiran Klaus Patel in diesem Band, S. 289–307; vgl. auch Olaf Stieglitz: 100 percent American boys: Disziplinierungsdiskurse und Ideologie im Civilian Conservation Corps, 1933–1942. Stuttgart 1999; Kiran Klaus Patel: „Soldaten der Arbeit“. Arbeitsdienste in Deutschland und den USA 1933–1945. Göttingen 2003; Jürgen Martschukat/Olaf Stieglitz (Hg.): Väter, Soldaten, Liebhaber: Männer und Männlichkeiten in der Geschichte Nordamerikas. Bielefeld 2007.

61 Tilgher: *Storia* (wie Anm. 8). S. 126.

62 Ebd. S. 129 ff.

des Arbeitslebens' fortgeführt wurde.⁶³ Mit seiner Favorisierung des Werk-Begriffs wandte sich Tilgher explizit gegen den faschistischen Vordenker Giovanni Gentile, der zwischen ‚Arbeit‘ und (geistesaristokratisch verstandener) ‚Kultur‘ einen fundamentalen Unterschied konstruiert hatte. Für Tilgher lief Gentiles Entgegensetzung auf eine Rückkehr zur Teilung der Gesellschaft in eine Art Kastensystem hinaus, eine Teilung in diejenigen, die arbeiteten, damit die anderen freie Zeit zur Kontemplation besäßen.⁶⁴ Die Diskussionen um die ‚Arbeitsfreude‘ in den Industrieländern konnten mithin eine eher nationale oder eine auf individuelle Selbstverwirklichung zielende Wendung nehmen.

Ähnlich mehrdeutig war auch der Rationalisierungsdiskurs. Sofern ‚Rationalisierung‘ nicht ohnehin negativ im Sinne des Wegrationalisierens von Arbeitsplätzen oder der Entfremdung von den eigenen Arbeitsprodukten (Fließbandarbeit usw.) verstanden wurde, standen auch hier nationalistische und individualistische positive Deutungen nebeneinander. Exemplarisch mag hierfür ein im Jahr 1929 in fünfter Auflage unter dem Titel „Sich selbst rationalisieren“ erscheinender Ratgeber zum beruflichen Erfolg stehen.⁶⁵ Der Aufgabe, sich selbst zu rationalisieren, hatten sich dem Autor zufolge Angehörige aller Berufsgruppen, vom Ungelernten bis zum Unternehmer und Geistesarbeiter zu stellen; die Letzteren, nach Ansicht des Autors mehr Leistenden sogar in erhöhtem Maße: „Wer zehnmal so viel leistet als der ungelernete Arbeiter, muß seinen Organismus, seine Arbeitsmaschine weit pfleglicher behandeln als derjenige, der von seinem Organismus nur ganz geringe Leistungen verlangt.“⁶⁶ Das gedachte Subjekt der Selbststrationalisierung war in diesem Ratgeber übrigens ausschließlich der ganz seinem Beruf lebende Mann („er“). Ein dort vorgeschlagener Tagesplan enthält keine einzige Minute für Hausarbeit, Essen, Kochen, Putzen, Waschen usw., also die Reproduktion der Arbeitskraft.⁶⁷ Auf der anderen Seite wird auch die Stellensuche

63 Zum *Operaismo*: Sergio Bologna: Der Operaismus: Eine Innenansicht. Von der Massenarbeit zur selbständigen Arbeit. In: Marcel van der Linden/Karl Heinz Roth (Hg.): Über Marx hinaus. Arbeitsgeschichte und Arbeitsbegriff in der Konfrontation mit den globalen Arbeitsverhältnissen des 21. Jahrhunderts. Berlin/Hamburg 2009. S. 155–182; außerdem als Quellensammlung: Giuseppe Trotta/Fabio Milana (Hg.): L'operaismo degli anni Sessanta. Da „Quaderni rossi“ a „classe operaia“. Rom 2008. Zur deutschen Diskussion um die ‚Humanisierung der Arbeitswelt‘ den Beitrag von Jörg Neuheiser in diesem Band, S. 319–346; für die damalige gewerkschaftliche Sicht vgl.: Heinz-Oskar Vetter: Humanisierung der Arbeitswelt als gewerkschaftliche Aufgabe. In: Gewerkschaftliche Monatshefte 24, 1973. S. 1–11.

64 Tilgher: *Storia* (wie Anm. 8). S. 140.

65 Gustav Grossmann: *Sich selbst rationalisieren. Wesen und Praxis der Vorbereitung beruflicher Erfolge*. 5. Aufl. Stuttgart/Wien 1929.

66 Ebd. S. 9 (Vorwort zur 3. und 4. Aufl.).

67 Ebd. S. 142 f.

explizit als eine „Arbeit“ bezeichnet, die man wie alle anderen beruflichen Tätigkeiten rationalisieren solle.⁶⁸ Bei alldem ging es jedoch nicht nur um den individuellen beruflichen Erfolg, sondern, so der Autor, „um Sein oder Nichtsein unseres leistungsfähigsten Menschenmaterials“. Dessen Vernichtung bedeute den „Untergang von Kultur und Volk“ und eine Gefährdung der „Aufbauarbeit, die wir seit der Inflation geleistet haben“.⁶⁹ Der Autor gebrauchte das Bild einer „wirtschaftlichen Olympiade“ zwischen Amerika und Deutschland.⁷⁰ Die Selbststrationalisierung hatte also auch im Dienst der Nation stattzufinden.

Der Gedanke, dass Anstrengungen zur (Selbst-)Rationalisierung und parallelen Humanisierung des Arbeitslebens Faktoren im Wettbewerb der Nationen oder politischen Systeme seien, ist nach 1945 keineswegs verschwunden. Auch wenn das Vokabular ‚entnazifiziert‘ wurde (man spricht nicht mehr von ‚Menschenmaterial‘), ist die Vorstellung, dass die Arbeitspraxis zugleich rationalisiert und humanisiert werden müsse, damit größere kollektive Handlungseinheiten, also Unternehmen, Nationalstaaten oder Zusammenschlüsse wie die Europäische Union, im Wettbewerb bestehen könnten, weiterhin präsent. Die Rede von notwendigen Investitionen ins ‚Humankapital‘, um den ‚Standort Deutschland‘ zu sichern, ist nur eine von vielen Varianten dieses Gedankens, der auch außerhalb des deutschen Sprachraums zu finden sein dürfte.⁷¹

Ebenso wenig verschwunden ist die an Hegel und den frühen Marx anschließende Hoffnung, der Mensch könne und solle durch (nichtentfremdete) Arbeit nicht bloß sich selbst, sondern geradezu den Gattungszweck und den Zweck der gesamten Menschheitsentwicklung verwirklichen. Die (Wieder-)Entdeckung und Publikation der Frühschriften von Marx gab derartigen Zielformulierungen seit Anfang der 1930er Jahre bedeutenden Auftrieb. Herbert Marcuses im Jahr 1933 publizierte Auseinandersetzung mit den aus seiner Sicht verengten, weil nur auf rein zweckhafte Tätigkeiten eingeschränkten Arbeitsbegriffen der damaligen Wirtschafts- und Arbeitswissenschaften war dafür paradigmatisch.⁷² Marcuse begriff Arbeit als

68 Ebd. S. 171 f.

69 Ebd. S. 10 u. 11.

70 Ebd. S. 11. Schon 1875, noch vor Beginn der modernen olympischen Spiele, hatte Karl Thomas Richter mit Blick auf die in den Weltausstellungen präsentierten Ergebnisse nationaler Arbeit den Vergleich mit den (antiken) „Olympiaden“ benutzt; vgl. den Beleg bei Conze: *Art. Arbeit* (wie Anm. 8). S. 210.

71 Zur Kontinuität des Diskurses und der Sorge um das ‚Humankapital‘ von der Zwischenkriegszeit bis in die 1970er Jahre: Ruth Rosenberger: *Experten für Humankapital. Die Entdeckung des Personalmanagements in der Bundesrepublik Deutschland*. München 2008.

72 Herbert Marcuse: *Über die philosophischen Grundlagen des wirtschaftswissenschaftlichen Arbeitsbegriffs*. In: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 69, 1933.

„die spezifische Praxis des menschlichen Daseins in der Welt“, als eine Last zwar, aber zugleich auch als eine Chance der Praxis im „Reiche der Freiheit“, eine Chance auf „freie Entfaltung des Daseins in seinen wahren Möglichkeiten“.⁷³

Aufgrund seiner Zentralität und absoluten Unersetzbarkeit im Wortfeld war der deutsche Arbeitsbegriff vielleicht mehr als die Äquivalenzbegriffe in anderen Sprachen umstritten und durch extremen inneren Spannungsreichtum gekennzeichnet. Als ‚Arbeit‘ konnte eben jede Tätigkeit bezeichnet werden, die mühevoll und seelenlose Schufferei am Fließband ebenso wie die „freie Entfaltung des Daseins“ im Sinne Marcuses. Im Englischen, wie früher schon im Lateinischen, bot die Aufspaltung des zentralen Arbeitsbegriffs in (mindestens) zwei Vokabeln, *labour* und *work*, zumindest die Möglichkeit, mit Bedeutungsunterscheidungen zu ‚spielen‘. Hannah Arendt machte davon Gebrauch, wenn sie in ihrem Hauptwerk „The Human Condition“ (1958) zwischen *labour* als Lohnarbeit um des bloßen Unterhalts willen, *work* als immerhin selbstbestimmter, um des ‚Werks‘ willen erfolgreicher Güterproduktion und schließlich *action* als freiwilliger Aktivität im Rahmen und Dienst der Bürgergesellschaft unterschied.⁷⁴ An diese Arendt’sche Unterscheidung anknüpfend hat Bénédicte Zimmermann in einem Artikel für die „Encyclopedia of the Social and Behavioural Sciences“ (2001) eine historische Großerzählung konstruiert, die eine beinahe epische Niedergangs- und Wiederaufstiegs-Qualität besitzt: Mit dem Einsetzen der Moderne, so Zimmermann, erfuhr Arbeit (im Sinne von *work*) zunehmend eine Reduktion auf bloße Lohnarbeit (*labour*), verschärft durch die Lehren der politischen Ökonomie und entsprechende Arbeits- und Wohlfahrtsgesetzgebung. In der Sozialtheorie seit den 1980er Jahren sieht Zimmermann dagegen wieder Anzeichen für eine Gegenbewegung zur Rückführung des Arbeitsbegriffs auf den (selbstbestimmten) *work*-Aspekt, gekoppelt mit einer Annäherung an den Arendt’schen Begriff von bürgerschaftlicher *action*.⁷⁵ In gewisser Weise handelt es sich hier, mit Blick auf das Industriezeitalter, um eine kritische Gegenerzählung zum vorhin skizzierten optimistischen Narrativ vom Aufstieg von ‚freier Lohnarbeit‘ (*free labour*). Wie weit sich derartige geschichtsphilosophisch inspirierte Großerzählungen in einer an konkrete Situationen des Wortgebrauchs gebundenen historisch-semantischen Forschung bestätigen lassen,

S. 257–292, hier: bes. S. 258 f., 261 f. u. 283 f.

73 Ebd. S. 263, 276 f., 284.

74 Hannah Arendt: *The Human Condition*. 3. Aufl. Chicago 1959. S. 79–135 (*Labor*), S. 136–174 (*Work*), S. 175–247 (*Action*). In der deutschen Ausgabe (Hannah Arendt: *Vita Activa, oder Vom tätigen Leben*. Stuttgart 1960. S. 14) werden diese drei menschlichen Grundtätigkeiten als „Arbeiten, Herstellen und Handeln“ gefasst.

75 Bénédicte Zimmermann: Art. *Work and Labor: History of the Concept*. In: *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*, hg. von Neil J. Smelser/ Paul B. Baltes: Bd. 24. Amsterdam 2001. S. 16561–16565.

bedarf weiterer Untersuchung. Als heuristische Hypothesen besitzen sie in jedem Fall ihren Wert.

1.4 Ist alles ‚Arbeit‘? Die Ausweitung des Arbeitsbegriffs

Anzeichen dafür, dass sich die Semantiken von ‚Arbeit‘ und *work* (nicht *labour*!) in den Jahrzehnten seit etwa 1980 tatsächlich in die von Bénédicte Zimmermann ange-deutete Richtung zu bewegen scheinen, lassen sich im alltäglichen und akademischen Sprachgebrauch durchaus finden. Eine bemerkenswerte Tendenz ist insbesondere die Ausweitung der Begriffe ‚Arbeit‘ und *work* auf eine Vielzahl von gemeinwohl-orientierten und sonstigen frei gewählten Tätigkeiten, die nicht immer ins klassische Bild lohnabhängiger Beschäftigung passen. So spricht man im Englischen neben dem traditionellen *domestic work* zum Beispiel von *service work*, *community work*, *voluntary work*, *care work*, *educative work*, *work of fathering*, *sex work*, *creative work*, *personal maintenance work* usw.⁷⁶

Ähnlich redet man im Deutschen außer von der schon immer bekannten ‚Hausarbeit‘ und der auch nicht so neuen ‚Jugendarbeit‘ nun auch vermehrt von ‚Familiendarbeit‘, ‚Erziehungsarbeit‘ und ‚Pflegearbeit‘,⁷⁷ des weiteren von ‚Therapiearbeit‘, ‚Bürgerarbeit‘, ‚Beziehungsarbeit‘, ‚Trauerarbeit‘ oder sogar ‚Freizeitarbeit‘ und ‚Konsumarbeit‘.⁷⁸ Schon seit Sigmund Freud gibt es die ‚Traumarbeit‘ und, daran angelehnt, mit starken Bezügen zu den Diskussionen um ‚Ermüdung‘ und Rationalisierung, sogar die ‚Schlafarbeit‘.⁷⁹ Ein Roman Martin Walsers popularisierte den

76 Alle Begriffe in: Jane Parry/Rebecca Taylor/Lynne Pettinger/Miriam Glucksmann: *Confronting the Challenges of Work Today: New Horizons and Perspectives*. In: Lynne Pettinger u. a. (Hg.): *A New Sociology of Work?* Oxford 2005. S. 3–18.

77 Belege für die politische Diskussion um Familien-, Pflege- und Erziehungsarbeit: Thorsten Eitz: Art. *Arbeit/Familienarbeit/Pflegearbeit*. In: *Zeitgeschichtliches Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Schlüsselwörter und Orientierungsvokabeln*, hg. von Georg Stötzel/Thorsten Eitz. 2. Aufl. Hildesheim 2003. S. 28–32.

78 Recherchen im *google ngram viewer* ergeben für alle diese Wörter ansteigende Trefferquoten etwa seit den 1980er/1990er Jahren, im Falle von ‚Freizeitarbeit‘ erstaunlicherweise einen ersten kleinen Höhepunkt bereits um 1938–39. Mehr als erste Anhaltspunkte können *google ngram*-Ergebnisse aufgrund der Undurchsichtigkeit des zugrunde liegenden Textkorpus und seiner Auswahl nicht sein; aber als Indiz und Aufforderung zur genaueren Recherche sind sie allemal brauchbar.

79 Sigmund Freud: *Die Traumdeutung* (1900). *Gesammelte Werke*: Bd. 2/3. Frankfurt a. M. 1999. S. 283 ff.; ders.: *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (1917). *Gesammelte Werke*: Bd. 11. Frankfurt a. M. 1999. S. 173 ff. Ein Beleg für ‚Schlafarbeit‘: Hans Winterstein: *Schlaf und Traum* (Verständliche Wissenschaft, Bd. 18). Berlin 1932. S. 23: „Die durch den Schlaf zu bewirkende Erholung ist eine Art Arbeit,

Begriff ‚Seelenarbeit‘, der inzwischen in bestimmten Sparten der Heilpraktikerbranche verwendet wird.⁸⁰ Was die Anwendung der Wörter ‚Arbeit‘ und *work* auf all diese Tätigkeitsfelder und Lebenswirklichkeiten bedeutet, ob es sich womöglich lediglich um einen metaphorischen Wortgebrauch handelt (so etwa bei Freuds ‚Traumarbeit‘), wäre im Einzelfall zu eruieren. Die Hypothese ist naheliegend, dass einige der genannten neueren Wortverknüpfungen einen Anspruch auf gesellschaftliche Anerkennung, ob immaterieller oder materieller Art (zum Beispiel Rentenanzwandschaften), formulieren, der durch die verbale Gleichsetzung der betreffenden Tätigkeiten mit entlohnter Arbeit im herkömmlichen Sinne untermauert werden soll.

Für diese Hypothese spricht, dass zumindest im deutschen Sprachraum der Kampf um den Ehrentitel ‚Arbeit‘ eine lange, bis weit ins 19. Jahrhundert zurückreichende Tradition besitzt. Ein Blick in Artikel zum Lemma ‚Arbeit‘ in deutschen Lexika und Enzyklopädien des 19. und frühen 20. Jahrhunderts offenbart in diesem Punkt eine erstaunliche Kontinuität. In vielen dieser Artikel legten die Autoren großen Wert darauf, dass ihre meist bürgerlichen Berufen nachgehenden Leser (seltener die Leserinnen) tatsächlich ‚Arbeit‘ leisteten, auch wenn sie keine ‚Arbeiter‘ waren. Angriffspunkt der Autoren war zunächst die von Saint-Simon und seinen Anhängern in Umlauf gesetzte, später von Marx und den Sozialdemokraten polemisch gesteigerte Unterscheidung zwischen den ‚produktiv‘ Arbeitenden und den ‚unproduktiv‘ Tätigen oder Müßigen.⁸¹ Um zu beweisen, dass Lehrer, Polizisten, Soldaten, Richter, Ärzte, Ingenieure, Händler, Professoren, Künstler oder Schauspieler tatsächlich ‚Arbeit‘ leisteten, musste diese Unterscheidung zurückgewiesen oder umdefiniert werden. So argumentierte Friedrich List, Autor des Artikels ‚Arbeit‘ im Staatslexikon von Rotteck und Welcker (1845), dass Arbeit in zweierlei Weise ‚produktiv‘ sein könne, entweder indem sie „Tauschwerthe“ produziere oder aber indem sie „productive Kräfte“ hervorbringe.⁸² Lehrer, Ärzte, Richter, Verwaltungsbeamte waren in Lists Augen ‚produktiv‘ im letztgenannten Sinne. Ein Pferdezüchter, so List, produziere lediglich Tauschwerthe, ein Lehrer hingegen produziere (in Gestalt der unterrichteten

die zu leisten ist. Man kann aber das gleiche Arbeitspensum in sehr verschiedener Zeit erledigen, je nachdem wie intensiv man arbeitet, wie sehr man sich in die Arbeit ‚vertieft‘. Vermutlich wird auch die ‚Schlafarbeit‘ um so rascher erledigt, je tiefer sie ist, und dauert um so länger, je oberflächlicher sie durchgeführt wird.“ Für diesen Beleg danken wir Hannah Ahlheim (Göttingen).

80 Martin Walser: *Seelenarbeit*. Frankfurt a. M. 1979; Sabrina Roithner: *Die aktive Seelenarbeit. Das Praxisbuch für Energetiker*. München 2014.

81 Zu den entsprechenden Vorwürfen der deutschen Sozialdemokraten siehe den Beitrag von Thomas Welskopp in diesem Band, S. 249–267.

82 Friedrich List: Art. Arbeit. In: *Das Staats-Lexikon. Encyclopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände*, hg. von Carl von Rotteck u. Carl Welcker, 2. Aufl.: Bd. 1. Altona 1845. S. 604–609, hier: S. 607.

Kinder) die produktiven Kräfte der Zukunft. Auch das Hauspersonal zählte List zu den ‚produktiv‘ Arbeitenden, weil es dem Hausherrn den Rücken für wichtigere Geschäfte freihalte und der „Hausfrau“ die Kindererziehung ermögliche und somit wiederum die produktiven Kräfte der Gesellschaft vermehren helfe.⁸³ Lists Definition ‚produktiver Arbeit‘ war damit kompatibel mit traditionellen Geschlechterrollen, die für (verheiratete, bürgerliche) Frauen bezahlte Lohnarbeit nicht vorsahen. Größte Mühe bereitete es List, darüber hinaus sogar Kapitalisten und Rentiers unter die ‚produktiv‘ Arbeitenden zu rechnen. Solange die Kapitalisten ihr Vermögen „durch Industrie“ erworben hätten, dienten sie, so meinte er, den industriellen Klassen als Ansporn, auf gleichem Wege ans Ziel zu gelangen. Und solange die Rentiers „sich durch Dienstleistungen, die sie dem Publicum erweisen, durch thätige Theilnahme an gemeinnützigen Anstalten, durch Beförderung der Wissenschaften und Künste, durch Unterstützungen neuer Unternehmungen auszuzeichnen streben“, galten auch sie ihm als ‚produktiv‘.⁸⁴

Die semantischen Kämpfe um die Grenzziehung zwischen denen, die den Ehrentitel eines ‚Arbeitenden‘ verdienten, und denen, die davon (und damit von sozialer Anerkennung) ausgeschlossen wurden, endeten keineswegs im 19. Jahrhundert. Allerdings änderten sich, erneut ablesbar in deutschen Lexikon- und Enzyklopädieartikeln, die Leitunterscheidungen, entlang derer die Grenzen gezogen wurden. Die Unterscheidung produktiv/unproduktiv verlor in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich an Bedeutung. Andere Unterscheidungen traten in den Vordergrund: gesellschaftlich nützlich/nicht nützlich, zweckgerichtet/spielerisch; im 20. Jahrhundert dann zunehmend: gemeinnützig/egoistisch sowie arbeitswillig/arbeitsscheu, wobei die letztgenannte Bezeichnung bis 1945, oft mit rassenbiologischen Annahmen unterlegt, zum absoluten Ausschluss-, ja Vernichtungskriterium wurde.⁸⁵

Das Bemühen bürgerlicher Autoren, die Hochwertvokabel ‚Arbeit‘ auf alle möglichen Tätigkeiten anzuwenden und so insbesondere bürgerliche Gruppen gegen den Marx-Engels’schen Vorwurf, zwar nicht zu arbeiten, wohl aber zu erwerben,⁸⁶

83 Ebd.

84 Ebd. S. 608.

85 Vgl. Julia Hörath: „Arbeitsscheue Volksgenossen“. Leistungsbereitschaft als Kriterium der Inklusion und Exklusion. In: Buggeln/Wildt (Hg.): *Arbeit im Nationalsozialismus* (wie Anm. 37). S. 309–328. Vgl. in dem gleichen Band auch mehrere Beiträge zur Arbeitsideologie des NS, zur Realität der Zwangsarbeit und der ‚Vernichtung durch Arbeit‘ sowie ihrer Wahrnehmung durch Opfer, Täter und Überlebende in den NS-Konzentrationslagern; als neuere Fallstudie (Neuengamme) dazu außerdem: Marc Buggeln: *Arbeit und Gewalt. Das Außenlagersystem des KZ Neuengamme*. Göttingen 2009.

86 Karl Marx/Friedrich Engels, *Das Kommunistische Manifest* (1848/90), hg. von Gareth Stedman Jones. München 2012. S. 271: „Hiernach müßte die bürgerliche Gesellschaft

in Schutz zu nehmen, ließ sich mit den Großerzählungen von der Aufwertung sowie der nationalen oder religiösen Überhöhung von ‚Arbeit‘ leicht in Verbindung bringen. Auch mit der Erzählung vom Aufstieg der ‚freien‘ Arbeit waren im Einzelfall Verknüpfungen möglich, so, wenn im Brockhaus des Jahres 1851 „Arbeit, aber freie Arbeit und für eigene Rechnung“ als das „Höchste“ bezeichnet wurde, „wonach der civilisirte Mensch ringt und ringen muß“.⁸⁷ Nicht freie *Lohnarbeit* (wie in den Britannica-Artikeln zu *labour*), sondern die freie Arbeit als Selbständiger, das Idealbild der selbständig Gewerbetreibenden und der ‚freien Berufe‘ also, wurde hier zum Gipfelpunkt der Zivilisationsentwicklung erklärt.

Wie weit sich schon im 19. Jahrhundert ähnliche Ausdehnungen des Arbeitsbegriffs auf verschiedene Tätigkeitsfelder und -formen außerhalb des deutschen Sprachraums finden lassen, ist eine offene Frage. Die erwähnte Zentralität des deutschen Begriffs ‚Arbeit‘ im Wortfeld mag die frühe Ausweitung besonders begünstigt haben. Erwas zeitverschoben scheint aber auch in Frankreich der Begriff *travail* genutzt worden zu sein, um den Rechtfertigungsdruck auf Rentiers und andere im herkömmlichen Sinne Nichtarbeitende zu erhöhen. So bemerkte François Simiand im Artikel „Travail“ der Grande Encyclopédie (1902), dass der ‚Adel der Arbeit‘, gleich welcher Art, noch eine recht junge Idee sei: „La noblesse du travail, de tout travail, la considération du travail comme l’idéal humain, comme l’élément fécond et estimable entre tout de la vie sociale, est une idée relativement récente, qui semble se développer.“⁸⁸ Und Lucien Febvre schrieb in seinem Aufsatz zum Arbeitsbegriff von 1948, dass ein Mann seiner Altersgruppe in den Jahren zwischen 1880 und 1940 den allmählichen Niedergang in der Wertschätzung des Nichtstuhenden, des Nichtarbeitenden, des faulen Rentiers und – mit angemessener Verzögerung – der Frau ohne Beruf erlebt habe: „Un homme de mon âge a vu, entre 1880 et 1940, s’accomplir la grande déchéance de l’homme qui ne fait rien, de l’homme qui ne travaille pas, de l’oisif rentier et s’amorcer – (avec le retard convenable) – le discrédit de la femme ‚sans profession.“⁸⁹

Eine Begriffsausweitung ganz anderer Art war es, wenn in den totalen Kriegen des 20. Jahrhunderts, jedenfalls im deutschen Sprachraum, auch das soldatische

längst an der Trägheit zugrunde gegangen sein; denn die in ihr arbeiten, erwerben nicht, und die in ihr erwerben, arbeiten nicht.“ Vgl. zu diesem Vorwurf und der bürgerlichen Antwort darauf auch Hermanns: *Arbeit* (wie Anm. 1), S. 288 ff.

87 Anon.: Art. Arbeit. In: Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Conversations-Lexikon (Brockhaus). 10. Aufl.: Bd. 1. Leipzig 1851. S. 598–599, hier: S. 599.

88 François Simiand: Art. Travail (II. Sociologie et économie politique). In: La grande encyclopédie. Inventaire raisonné des sciences, des lettres et des arts par une société de savants et de gens de lettres, sous la direction de [Marcellin] Berthelot. Bd. 31. Paris o. J. [1902]. S. 320–326, hier: S. 322.

89 Febvre: *Travail* (wie Anm. 13), S. 23.

Töten, die mechanische Kriegführung, ja sogar der industrielle Massenmord an Juden und anderen Bevölkerungsgruppen mit dem Vokabular der alltäglichen Arbeitswelt beschrieben wurden. Belege für derartige Wortverwendungen sind in Deutschland zahlreich, teils kritisch-distanziert, teils affirmativ. Durchaus mit einem gewissen Schaudern notierte Harry Graf Kessler seine Eindrücke von der Bedienung neuer Kruppmörser an der Front in Belgien: Die Feuerleitung geschah durchs Telefon, „genau wie ein Bankier Orders für Kaufen und Verkauf an die Börse telephonierte, eine ganz methodische Bureau-tätigkeit, eine methodische Geschäftstätigkeit“, aber mit hundertfach todbringender Wirkung pro Order.⁹⁰ Sehr viel mehr identifizierte sich jemand wie Ernst Jünger mit dem von ihm in den „Stahlgewittern“ stilisierten Bild des Krieges als „Handwerk“ und des Soldaten als Arbeiter, dessen „Arbeits-tracht“ die Uniform war.⁹¹ In Feldpostbriefen aus dem Zweiten Weltkrieg finden sich immer wieder Formulierungen, in denen die Bewachung von ZwangsarbeiterInnen, Ausplünderungen, Partisanenverfolgungen, sogenannte Säuberungsaktionen oder Erschießungskommandos als ‚Arbeit‘ bezeichnet wurden und damit die Abstumpfung der Täter gegenüber den Routinen der verbrecherischen Kriegführung ausdrückten.⁹² In einzelnen Fällen mochte sich die Gleichsetzung mörderischen Tuns mit ‚Arbeit‘ in ein Glaubensbekenntnis zum Dienst am nationalen Ganzen einfügen, bei den meisten Schreibern handelte es sich eher um einen verbalen Schutz-, Selbsttäuschungs- oder Fluchtmechanismus, eine Strategie, das Unausprechliche sprachlich zu routinisieren, zu normalisieren oder rückblickend zu verharmlosen.⁹³

Die mentale Flucht in einen die Folgen und Fragen nach dem Sinn des eigenen Tuns ausblendenden „Arbeitsexistentialismus“ gab es in Deutschland auch in einer

90 Harry Graf Kessler: *Das Tagebuch*. Bd. 5: 1914–1916, hg. von Günter Riederer u. Ulrich Ott. Stuttgart 2008. 22. August 1914. S. 93; vgl. Jörn Leonhard: *Die Büchse der Pandora*. Geschichte des Ersten Weltkriegs. 5. Aufl. München 2014. S. 152.

91 Ernst Jünger: In *Stahlgewittern* (zuerst: 1920). In: ders.: *Sämtliche Werke*, Erste Abteilung, *Tagebücher*. Bd. 1. Stuttgart 1978. S. 195; vgl. Leonhard: *Büchse der Pandora* (wie Anm. 90), S. 550.

92 Für Belege: Michaela Kipp: „Großreinemachen im Osten“. Feindbilder in deutschen Feldpostbriefen im Zweiten Weltkrieg. Frankfurt a. M./New York 2014. S. 68, 94, 110, 113, 164, 167, 201 f., 291, 306, 412; Ernst Klee/Willi Dreßen/Volker Rieß (Hg.): „Schöne Zeiten“. Judenmord aus der Sicht der Täter und Gaffer. Frankfurt a. M. 1988. S. 75, 99 ff., 149, 158, 160 f., 100. Vgl. auch Alf Lüdtke: *War as Work*. Aspects of Soldiering in 20th Century Wars. In: ders./Bernd Weisbrod (Hg.): *The No Man’s Land of Violence*. Extreme Wars in the 20th Century. Göttingen 2006. S. 127–151.

93 So extrem bei Adolf Eichmann, der seinen Einsatz bei der Deportation der ungarischen Juden in den letzten Kriegsmonaten damit rechtfertigte, dass in Berlin wegen des Bombenkriegs keine „sachliche Arbeit“ mehr möglich gewesen sei: Jochen von Lang (Hg.): *Das Eichmann-Protokoll*. Tonbandaufzeichnungen der israelischen Verhöre. Berlin 1982. S. 183.

nichtmilitärischen, zivilen Variante, sowohl in den Nachkriegsjahren der Weimarer Republik als auch an der Heimatfront während des Zweiten Weltkriegs.⁹⁴ Wenn Fritz Haber 1926 in einer Rede vor amerikanischen Ärzten bemerkte, dass Arbeit in Deutschland nach der Niederlage und der Demütigung von Versailles „die Zuflucht der Menschen, die seelisch und materiell leiden“, geworden sei, so hatte er eine solche arbeitsexistenzialistische Haltung vor Augen.⁹⁵ Wiederum wäre die Frage zu klären, ob diese Gebrauchsweisen des Arbeitsbegriffs für Deutschland spezifisch waren oder in anderen Ländern oder vergleichbaren Situationen ebenfalls auftauchten.

Ausweitungen des Arbeitsbegriffs auf Tätigkeiten aller Art konnten mithin Verschiedenes bedeuten, verschiedenen Zwecken dienen. Sie konnten ein Streben nach sozialer Teilhabe und Anerkennung ausdrücken, bestimmte Formen des Erwerbshandelns im Vergleich zu anderen aufwerten, der Zurückweisung des Vorwurfs der Unproduktivität und Faulheit dienen, als psychologischer Selbstschutz fungieren oder weithin geächteten Taten bis hin zum Mord den Anschein des Normalen geben. Die Auffassung, der Arbeitsbegriff sei durch seine inflationäre Verwendung allmählich „ein semantisch leerer, ein bedeutungsloser Begriff“ geworden, scheint indes zu weitgehend.⁹⁶ Bedeutungen im pragmatischen Sinne lassen sich sehr wohl jeweils bestimmen.

Eine kohärente Großzählung lässt sich aus den verstreuten Befunden vorerst nicht gewinnen. Werner Conze spricht an einer Stelle seines Artikels von der „Totalitätstendenz“, die der deutsche Arbeitsbegriff insbesondere in den 1930er Jahren angenommen habe, und er erfasst damit gewiss eine, aber auch nur eine Facette der hier skizzierten semantischen Horizontausdehnung von ‚Arbeit‘.⁹⁷ Conze mag Autoren wie Ernst Jünger im Sinn gehabt haben, der in seiner Schrift „Der Arbeiter“ (1932) feststellte, dass zur Arbeit kein Gegensatz mehr denkbar sei: „Der Arbeitsraum ist unbegrenzt, ebenso wie der Arbeitstag vierundzwanzig Stunden umfaßt. Das Gegenteil

94 Den Terminus „Arbeitsexistenzialismus“ übernehmen wir von: Frank Trommler: „Deutschlands Sieg oder Untergang“. Perspektiven aus dem Dritten Reich auf die Nachkriegsentwicklung. In: Thomas Koebner/Gert Sautermeister/Sigrid Schneider (Hg.): Deutschland nach Hitler. Zukunftspläne im Exil und aus der Besatzungszeit 1939–1949. Opladen 1987. S. 214–228, hier: S. 220–223.

95 Fritz Haber: [Rede vor in Deutschland weilenden amerikanischen Ärzten, Sonderdruck, Juni 1926]. Zit. nach: Fritz Stern: Fünf Deutschland und ein Leben. Erinnerungen. München 2007. S. 89.

96 Christian Bermes: Arbeit, Beruf und Person. Anthropologie des Handelns und Arbeitens. In: Wieland Jäger/Kurt Röttgers (Hg.): Sinn der Arbeit. Soziologische und wirtschaftsphilosophische Betrachtungen. Wiesbaden 2008. S. 45–67, S. 51; Bermes qualifiziert diese Aussage allerdings in dem Sinne, dass es heute kein Vorbild oder keinen Maßstab mehr gebe, der die Bedeutung des Arbeitsbegriffs festlegen könne. Die Konsequenz daraus müsste lauten, dass ‚Bedeutung‘ sich eben nur situativ bestimmen lässt.

97 Conze: Art. Arbeit (wie Anm. 8). S. 212.

der Arbeit ist nicht etwa Ruhe und Muße, sondern es gibt unter diesem Gesichtswinkel keinen Zustand, der nicht als Arbeit begriffen wird.“⁹⁸ Würde man allerdings diese Sätze Jüngers aus ihrem damaligen, heroisch-deutschnationalen Kontext herauslösen und sie versuchs halber, ohne an der Formulierung etwas zu ändern, in einen zeitkritischen Feuilletonartikel zu den Arbeitsverhältnissen in unseren modernen Dienstleistungsbranchen einfügen, erhielten sie plötzlich einen ganz anderen Klang. Jede deutsche Spezifität wäre verschwunden; man befände sich in einem weltweit geläufigen Diskurs, der das Verschwimmen der Grenzen zwischen Berufs- und Privatleben, zwischen Erwerbsarbeit und Freizeitbeschäftigung, zwischen den verschiedenen, oft kurzfristigen Jobs beklagt.⁹⁹ Unsere experimentelle Kontextverschiebung sollte uns als Warnung dienen, mit vorschnellen Behauptungen nationaler Sonderwege der Begriffsentwicklung vorsichtig zu sein.

1.5 Niedergang und Beharrungskraft bezahlter Erwerbsarbeit (*salariat*)

Bei aller Wertschätzung, die gemeinnützige und sonstige freiwillige Tätigkeiten jenseits klassischer Lohnarbeit heute dadurch erfahren, dass sie als ‚Arbeit‘, *work* oder *travail* bezeichnet werden, ist unübersehbar, dass das Modell abhängiger bezahlter Lohnarbeit in einem stabilen Beschäftigungsverhältnis überall auf der Welt ungebrochen attraktiv ist. Die Sehnsucht nach einem festen, dauerhaften ‚Arbeitsplatz‘ und das Streben nach der damit in den Augen der Arbeitsplatzbesitzer wie der Arbeitslosen verbundenen sozialen Zugehörigkeit und Sinnerfüllung scheinen sogar in dem Maße gestiegen zu sein, wie in den letzten Jahrzehnten das sogenannte ‚Normalarbeitsverhältnis‘ zu erodieren begann.¹⁰⁰

Robert Castel hat die Paradoxien der Verlustrechnungen, die die Lohnabhängigen mit der Erosion des *salariat* überall in der westlichen Welt, besonders aber in Frankreich, aufmachen, scharfsichtig offengelegt.¹⁰¹ Nachdem die französische Arbei-

98 Ernst Jünger: Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt. Hamburg 1932. S. 87.

99 Richard Sennett fasst die letztgenannte Erfahrung im neuen Sozialtyp des *drifter*: Richard Sennett: Der flexible Mensch. Die neue Kultur des Kapitalismus. Berlin 2006. S. 31: „Die Bedingungen der neuen Wirtschaftsordnung befördern vielmehr eine Erfahrung, die in der Zeit, von Ort zu Ort und von Tätigkeit zu Tätigkeit drifft.“ Vgl. auch: Arlie Russell Hochschild: Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet. Opladen 2002.

100 Vgl. als eine Stimme von vielen: Ralph Obermayer: Die Hölle, das ist ohne die Anderen. Tätigkeit und sozialer Sinn in politischen Diskursen. In: Tun und Lassen. Über Arbeiten (polar 4, Frühjahr 2008). S. 7–11.

101 Robert Castel: Les métamorphoses de la question sociale. Une chronique du salariat. Paris 1995.

terbewegung, so Castel, das gesamte 19. Jahrhundert hindurch und bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts das *salariat* als Inbegriff der Sklaverei und Unterdrückung bekämpft hatte, entdeckte sie ihre Liebe zu dieser Daseinsform als vermeintlicher Normalform der Arbeitsorganisation gerade in dem historischen Moment, als die Anzeichen für seine Auflösung sich mehrten. In diesem Zusammenhang fällt auf, dass eine Reihe von Wortbildungen, die die (negativen) sozialen Folgen der neuen Arbeitsverhältnisse, denen insbesondere die jüngeren Generationen ausgeliefert sind, aus Frankreich stammen. Das betrifft den von Castel abgelehnten, oder jedenfalls kritisch gesehenen, weil zu undifferenzierten Begriff der ‚Exklusion‘ durch Nicht-mehr-Teilhabe am Arbeitsmarkt,¹⁰² das betrifft aber auch die Begriffe der ‚Verwundbarkeit‘ (*vulnerabilité*), der ‚prekären‘ Beschäftigungsverhältnisse (*emplois précaires*) und der ‚Prekarisierung‘ (*précarisation*), aus denen in Deutschland – wohl in Anlehnung an den französischen Wortgebrauch – die substantivierte Form des ‚Prekariats‘ als Sammelbezeichnung für sogenannte ‚atypische‘ Lebens- und Beschäftigungsformen, wenn nicht gar für eine neue Klasse, geworden ist.¹⁰³

Der Unterton der Verwunderung, mit dem Robert Castel das Festhalten der französischen Arbeiter- und Angestelltenklassen am obsolet werdenden, aus marxistischer oder humanistischer Sicht eigentlich verachtenswerten Modell des *salariat* kommentiert, taucht mit anderen Akzentuierungen auch in der angloamerikanischen Diskussion auf. So fragt sich die amerikanische Soziologin und Umweltaktivistin Sharon Beder, wie es komme, dass Millionen von Menschen in kapitalistischen Systemen bezahlte Arbeit als einzigen Lebenssinn begriffen: „How did paid work come to be so central to our lives? Why is it that so many people wouldn't know what to do with themselves or who they were if they did not have their jobs?“¹⁰⁴ Anders als Castel, der dafür eher strukturelle Faktoren wie den mit dem Arbeitssystem eng

102 Ebd. S. 715 f.: „L'exclusion n'est pas une absence de rapport social mais un ensemble de rapports sociaux particuliers à la société prise comme un tout. Il n'y a personne en dehors de la société, mais un ensemble de positions dont les relations avec son centre sont plus ou moins distendues [...]. il n'existe aucune ligne de partage claire entre ces situations et celles un peu moins loties des vulnérables, qui, par exemple, travaillent encore mais pourront être licenciés le mois prochain [...]. Les ‚exclus‘ sont le plus souvent des vulnérables qui étaient ‚sur le fil‘ et qui ont basculé.“

103 Zum Begriff ‚Verwundbarkeit‘ vgl. Robert Castel: „Die neue Verwundbarkeit“ (Interview). In: Tun und Lassen (wie Anm. 101), S. 59–61. Zur Diskussion über das ‚Prekariat‘ vgl. Claudio Altenhain u. a. (Hg.): Von „Neuer Unterschicht“ und Prekariat. Gesellschaftliche Verhältnisse und Kategorien im Umbruch. Kritische Perspektiven auf aktuelle Debatten. Bielefeld 2008; Michael Stelzel: Generation Praktikum. Atypische Beschäftigung und modernes Prekariat im Fokus. Wien 2009; Gabriela Stockmann (Hg.): Schöne neue Arbeitswelt? 20 Interviews aus dem Prekariat. Gösing 2011.

104 Beder: Selling the Work Ethic (wie Anm. 8), S. 1.

verkoppelten Sozialstaat verantwortlich macht, sucht Beder die Ursachen vor allem in einer im 16.–17. Jahrhundert beginnenden, zunächst religiös, später ideologisch motivierten Tradition des Predigens einer bestimmten *work ethic*. Darin durchaus Max Weber ähnlich, geht sie über ihn hinaus (oder fällt hinter ihn zurück), indem sie – ideologiekritisch – gegen die alten und neuen Prediger den schon von William Morris und Bertrand Russell geäußerten Verdacht vorbringt, sie würden anderen die lohnende Härte der Handarbeit vor allem deshalb predigen, um davon abzulenken, dass sie selbst nicht in gleicher Weise arbeiteten. Beder ergänzt diesen klassischen Vorwurf allerdings um eine wachstumskritische, antikapitalistisch und ökologisch motivierte Perspektive, wenn sie den (amerikanischen) Arbeits- und den Konsumfetischismus als eine ‚Tretmühle‘, die „work/consume treadmill“ bezeichnet, aus der man im Interesse der natürlichen Umwelt aussteigen müsse.¹⁰⁵

Appelle, die neuen Formen freiwilliger, formal selbständiger, teils gemeinnütziger, teils kreativer, teils gewinnorientierter Tätigkeit als Chance zu begreifen, die neue Existenzform des „Arbeitskraftunternehmers“ (Bröckling) als Zugewinn an Freiheit zu sehen, gibt es viele.¹⁰⁶ Und sie scheinen bei Teilen der kreativ tätigen, metropolitane, meist akademisch gebildeten Eliten in Selbstbeschreibungen auch aufgegriffen zu werden.¹⁰⁷ Melissa Logan, Gründerin des Münchener Kunstkollektivs „Chicks on Speed“, drückt es so aus: „Festanstellung kam nie in Frage. Das ist der Tod! Es gibt immer neue Projekte, Lebensmodelle, Arbeitsmodelle, Ideen durch Experimentieren zu entwickeln. Wir sind nicht theoretisch, wir sind nie satt. Es treibt uns an, verschiedene Sachen auszuprobieren.“ Holm Friebe, Gründer des Berliner virtuellen Denk- und Design-Netzwerks „Zentrale Intelligenz Agentur“, möchte für die „neue Qualität“ des Tätig-Seins in derartigen Netzwerken den alten Begriff der „Bohème“ wiederbeleben, weil dieser eine Lebensform jenseits von „Einzelkämpfertum“ und „großen korporatistischen Strukturen“ bezeichne. Friebe merkt allerdings (selbst) kritisch an, dass diese neuen digitalen Bohemiens „vorwiegend männlich“ und „vorwiegend Singles“ seien. Und die Sozialwissenschaftlerin Christiane Schnell ergänzt, dass es auf Dauer für kaum jemanden befriedigend sei „nur von der Hand in den Mund zu leben“, „immer wieder vor der Null zu stehen, weil der nächste Auftrag in zwei Monaten endet“. Es bedürfe „individueller Ressourcen“, man brauche vor allem

105 Ebd. S. 4.

106 Vgl. zur Figur des „Arbeitskraftunternehmers“ den Beitrag von Ulrich Bröckling in diesem Band, S. 371–390.

107 Vgl. zu den Anfängen ‚alternativer‘ Arbeits- und Lebenskonzepte in den 1980er Jahren den Beitrag von Dietmar Süß in diesem Band, S. 347–369.

einen „hochprivilegierten Bildungshintergrund“, vielleicht auch „das erwartete Erbe von den Eltern“, um sich in der „Bohème“ einrichten zu können.¹⁰⁸

Das Pendant zur neuen Elite der Bohemiens ist am unteren Ende der Gesellschaft die ICH-AG. Martin Diewald betrachtet die ICH-AG allerdings als eine Metapher und ein Leitbild, das weit über die konkret damit gemeinte Arbeitsförderungsmaßnahme hinausreicht. Es geht um die „psychische Mobilisierung der Erwerbsbevölkerung“, um „Selbststeuerungsfähigkeit“, „Flexibilität“, permanente „Weiterbildung“ und ständige Arbeit an der eigenen „employability“.¹⁰⁹ Damit sind einige der Euphemismen, häufig englischer Herkunft, benannt, die in den Managermagazinen, Stellenanzeigen und Berufsratgebern die angeblich so positiven neuen Arbeitserfahrungen umschreiben. Es ist eine neue, transnationale Sprache der Arbeitswelt entstanden, durch die der Eindruck weltweiter Konvergenz von Arbeitsverhältnissen suggeriert wird. Man wird aufgefordert, sich über „total quality management“, „lean production“ oder „coaching“-Angebote zur verbesserten „employability“ zu freuen; man soll durch „life-long-learning“ und „portfolio working“ zu mehr „flexibility“ gelangen und zum „multitasking“ fähig werden, zugleich seine „job satisfaction“ und die „work-life balance“ im Auge haben, dadurch sein eigenes „empowerment“ bewirken usw.¹¹⁰ Die Verflüssigung des auf Erwerbsarbeit zentrierten Arbeitsbegriffs des industriellen Zeitalters ist durch diesen transnationalen Diskurs tatsächlich weit vorangeschritten.

Trotzdem bleibt es dabei, dass für große Bevölkerungsmehrheiten weltweit die feste Beschäftigung mit erwartbarem Lohn und geregelter Abwechslung von ‚Arbeit‘ und ‚Freizeit‘, kurz das *salariat*, die bevorzugte Arbeits- und Lebensform bleibt. Sie gilt als Bestätigung für den Eintritt ins Erwachsenenalter, als entscheidende Voraussetzung zur Familiengründung mit gefestigten Geschlechterrollen, schließlich als Garant für die Zugehörigkeit zur Gesellschaft. So gesehen ist das von Soziologen seit den 1980er Jahren mehr oder weniger besorgt diskutierte „Entschwinden der Arbeitsgesellschaft“ (Dahrendorf) noch lange nicht in Sicht.¹¹¹ Als Anspruch bleibt die Arbeitsgesellschaft

108 Alle Zitate in: „Festanstellung ist der Tod“. Holm Friebe, Adrienne Goehler, Christiane Schnell und Melissa Logan im Gespräch. In: Tun und Lassen (wie Anm. 100). S. 114–120, hier: S. 116 u. 118 f.

109 Martin Diewald: Die neue Arbeitsgesellschaft als ICH-AG? In: Gerd Nollmann/Hermann Strasser (Hg.): Das individualisierte Ich in der modernen Gesellschaft. Frankfurt a. M./New York 2004. S. 110–129, hier: S. 110 u. 114 f.

110 Für Gebrauchszusammenhänge einiger der genannten Vokabeln im Deutschen siehe: Ulrich Bröckling/Susanne Krasmann/Thomas Lemke (Hg.): Glossar der Gegenwart. Frankfurt a. M. 2004; für das Englische vgl. Norman Fairclough: New Labour, New Language? London/New York 2000. S. 57–61.

111 Ralf Dahrendorf: Im Entschwinden der Arbeitsgesellschaft. Wandlungen der sozialen Konstruktion des menschlichen Lebens. In: Merkur, 34, 1980. S. 749–760. Für den

mit ihrer vorherrschenden Form, dem *salariat*, bestehen, auch wenn die ökonomischen Bedingungen für ihre Aufrechterhaltung ungünstiger werden.

2 Erweiterungen: Über Arbeit sprechen und Arbeit zur Sprache bringen

Wie oben bereits angedeutet, lässt sich der Kern unseres Ansatzes als eine ‚breite‘ und ‚reiche‘ historische Semantik beschreiben, die keine bloß punktuelle Begriffsgeschichte meint, sondern nach einer Vielzahl von Situationen des Wortgebrauchs fragt und damit ausdrücklich die Praxis und konkreten Handlungsfelder des Sprechens über Arbeit in den Blick nimmt. Es geht uns dabei nicht darum, *a priori* universalistische und damit ahistorische Definitionen zu erarbeiten. Hier gilt paradigmatisch Nietzsches Diktum, dass sich alle Begriffe, die eine Geschichte enthalten, der Definition entziehen. Wir plädieren für eine große Vielfalt von Bezeichnungen und Vokabularen, die den Semantiken von Arbeit zugrunde liegt, und für eine ausgesprochene Vieldeutigkeit von Arbeit. All das schließt die Möglichkeit aus, den *einen* Arbeitsbegriff zu identifizieren und dessen Geschichte nachzuzeichnen. Trotzdem kann die konkrete Analyse nicht völlig auf ein gewisses Vorverständnis, eine basale Vorstellung, einen analytischen Zugriff auf das Auskommen, was Arbeiten bedeutet – ohne diese Basis würde schon die Auswahl der Untersuchungsgegenstände schwierig. Und tatsächlich zeigen die meisten Beiträge dieses Bandes, dass man ohne ein solches minimales Vorverständnis, was in einer konkreten Situation und Konstellation unter Arbeit verstanden werden soll, nicht auskommt. Vor diesem Hintergrund lässt sich das Anliegen des Bandes als zweifache Aufgabe beschreiben: Es geht darum, im Sinne einer vergleichenden, kultur- und epochenübergreifenden Semantik von ‚Arbeit‘ die Balance zwischen einem hinlänglich breiten und einem zureichend trennscharfen Begriff zu finden und zugleich das Bewusstsein für die Spannung zwischen analytischem Sprachgebrauch und historischer Semantik zu schärfen.

Der vorliegende Band nimmt gegenüber den Tendenzen der bisherigen Forschung mindestens drei Erweiterungen vor: zeitlich, räumlich und methodisch-disziplinär. Dadurch wird das Sprechen über Arbeit neu perspektiviert und vielgestaltiger, aber

Take-off der Diskussion vgl. nur: Joachim Matthes (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Soziologentages in Bamberg 1982. Frankfurt 1982. Zur Weiterentwicklung seitdem und aus historischer Perspektive: Thomas Welskopp: Der Wandel der Arbeitsgesellschaft als Thema der Kulturwissenschaften – Klassen, Professionen und Eliten. In: Friedrich Jaeger/Jörn Rüsen (Hg.): Handbuch der Kulturwissenschaften: Bd. 3: Themen und Tendenzen. Stuttgart/Weimar 2004. S. 225–246, bes. S. 225–228.

zugleich auch widersprüchlicher. Von hier aus ergibt sich in einem weiteren Schritt auch ein veränderter Blick auf die oben skizzierten Groß Erzählungen, den man als Pluralisierung, Differenzierung und Historisierung genauer fassen kann.

Wie lassen sich die Erweiterungen im Einzelnen genauer fassen? *Zeitlich* sprechen die Ergebnisse der Beiträge und der Fokus auf die *longue durée* der historischen Semantik von Arbeit vom Frühmittelalter bis zum Ende des 20. Jahrhunderts gegen die Vorstellung von einer einzigen, eindeutig bestimmbaren ‚Sattelzeit‘ des Wortfeldes im Sinne der von den Herausgebern der „Geschichtlichen Grundbegriffe“ für das deutsche politisch-soziale Vokabular postulierten ‚Sattelzeit‘ zwischen 1750 und 1850. Vielmehr lassen sich unterschiedliche Knotenpunkte und Veränderungsschwellen des Bedeutungswandels ausmachen, zu denen gewiss auch unsere eigene Gegenwart gehört. Mit der Einbeziehung unterschiedlicher Sprachen in die historische Semantik ergeben sich auch je unterschiedliche Verläufe von Bedeutungswandel. Schon Ludolf Kuchenbuchs Blick auf die Semantik im Frühmittelalter unterstreicht, dass das Lateinische keinesfalls einen bloßen Vorlauf zur vermeintlich modernen Semantik von Arbeit als Unterhaltshandeln darstellte, sondern bereits ein ganzes vielfältiges Spektrum von Bedeutungsangeboten enthielt. Aus dieser Perspektive wird deutlich, dass es keine einfache, das heißt geradlinige Kontinuität von der ‚Vormoderne‘ zur ‚Moderne‘ gibt, welche die Entwicklungen vor 1800 zur bloßen Vorgeschichte eines im Zeitalter der Industriegesellschaften geprägten ‚modernen‘ Arbeitsbegriffes machen würde.

Gegen die Vorstellung von eindeutigen Rhythmen und Konjunkturen spricht auch, dass in historisch späteren Semantiken oftmals frühere Bedeutungselemente enthalten blieben. So zeigen etwa die Beiträge von Thomas Welskopp, Jörg Neuheiser und Dietmar Süß sehr eindrücklich, wie sich traditionelle Bedeutungselemente von Arbeit auch in historisch sehr unterschiedlichen Konstellationen des späteren 19. und des späten 20. Jahrhunderts erhalten konnten und auf sie zurückgegriffen wurde. Vorstellungen einer besonderen Würde der Arbeit und das Beharren auf der mit ihr verbundenen Herstellung von Qualität knüpften auch im 20. Jahrhundert an historisch tradierte Vorstellungen eines besonderen Arbeitsethos an. Aus Leistung, Fleiß und Ausdauer wurde ein Selbstbewusstsein und ein Streben nach sozialem Aufstieg abgeleitet, das eng mit dem Ideal der Selbständigkeit und der Vorstellung verbunden war, dass Arbeitsanstrengung anerkannt werden müsse. Aus dieser Perspektive müsste man eher von Zeitschichten und Sedimenten als von Konjunkturen und Rhythmen sprechen. Jedenfalls blieben im Sprechen über Arbeit viele ältere Bedeutungsaspekte situativ verfügbar: Auch in historisch späteren Konstellationen konnten ältere semantische Kombinationen immer neu reaktualisiert werden.

Mit der zweiten – *räumlichen* – Erweiterung verbindet sich ein Fokus auf verschiedene Sprachen innerhalb und außerhalb Europas. Im vorliegenden Band beziehen sich die exemplarischen Erweiterungen auf den osmanisch-arabischen Raum, auf Teile Afrikas, Japan sowie die iberischen Kolonialgesellschaften Südamerikas. Mit

den nichteuropäischen Räumen geht es damit auch um ein Spektrum von mehr oder weniger kolonial geprägten Gesellschaften, womit zugleich die Frage nach den Bedeutungsexporten aus Europa bzw. den historisch-semantischen Eigengeschichten jenseits europäischer Bedeutungstraditionen gestellt wird. Die Ausweitung auf verschiedene europäische und außereuropäische Sprachen birgt ein Irritationspotential und beugt aufgrund der komplexen Vielfalt von Prozessen der Formulierung einseitig europazentrierter Thesen vor.¹¹²

Daraus resultieren drei Wirkungen und Probleme. Erstens erlaubt es der Vergleich, die Unterschiedlichkeit historisch-semantischer Prozesse genauer zu erkennen. Zweitens ist damit ein methodisches Problem verbunden, nämlich das der Übersetzung und Übersetzbarkeit. Reinhart Koselleck hat es anlässlich eines semantischen Vergleichs von *bürgerlicher Gesellschaft* in Deutschland, England und Frankreich

112 Den Forschungsstand zu nichteuropäischen Sprachen zu überblicken, fällt uns mangels eigener Sprachkompetenz schwer. Sicher ist, dass sich daraus noch keine größeren zusammenhängenden Erzählungen ableiten lassen, wie sie oben für den lateinisch-europäischen Raum skizziert wurden. Neben der in den Beiträgen von Sven Korzilius (S. 115–146), Reinhard Schulze (S. 191–208), Julia Seibert (S. 209–223), Gerd Spittler (S. 147–166) und Shingo Shimada (S. 309–317) in unserem Band kommentierten Forschung erscheinen insbesondere die global-vergleichend angelegten historisch-semantischen Studien innerhalb des am *Instituut voor Sociale Geschiedenis* in Amsterdam angesiedelten Verbundforschungsprojekts vielversprechend; für erste Ergebnisse siehe: Hofmeester/Moll-Murata: *Joy and Pain of Work* (wie Anm. 6). Zum Arbeitsbegriff im spätkaiserlichen und revolutionären China (mit Hinweisen auf Übersetzungsvorgänge aus dem Japanischen): Rudolf G. Wagner: *Notes on the History of the Chinese Term for ‚Labor‘*. In: Michael Lackner/Natascha Vittinghoff (Hg.): *Mapping Meanings. The Field of New Learning in Late Qing China*. Leiden/Boston 2004. S. 129–141; ders.: *The Concept of Work/Labor/Arbeit in the Chinese World*. In: Manfred Bierwisch (Hg.): *Die Rolle der Arbeit in verschiedenen Epochen und Kulturen*. Berlin 2003. S. 103–136; für das koloniale Britisch-Indien knappe begriffsgeschichtliche Hinweise bei: Ravi Ahuja: *Geschichte der Arbeit jenseits des kulturalistischen Paradigmas. Vier Anregungen aus der Südasienforschung*. In: Jürgen Kocka/Claus Offe (Hg.): *Geschichte und Zukunft der Arbeit*. Frankfurt a. M./New York 2000. S. 121–134, hier: S. 124 f.; für Malaysia: Norani Othman: *Auffassung, Wahrnehmung und Kultur der Arbeit in der malaiischen Gesellschaft*. In: ebd. S. 148–162, hier: S. 159. Für Arbeitsbegriffe in afrikanischen Gesellschaften: Georg Elwert: *Jede Arbeit hat ihr Alter. Arbeit in einer afrikanischen Gesellschaft*. In: ebd. S. 175–193, hier: S. 176 f., 181 u. 186; Gudrun Mische: *Zum Begriff ‚Arbeit‘ in westafrikanischen Sprachen. Die Bedeutungserweiterung der Niger-Kongo-Wurzel *-tum ‚jmd. schicken‘*. In: Kurt Beck/Till Förster/Hans Peter Hahn (Hg.): *Blick nach vorn. Festgabe für Gerd Spittler zum 65. Geburtstag*. Köln 2004. S. 123–135; außerdem entstehen im Rahmen des von Bo Stråth und Axel Fleisch (Helsinki) initiierten Projekts „Concept Africa“ Studien von Axel Fleisch und Anne Mager zu Arbeitsbegriffen in südafrikanischen Sprachen.

klarsichtig formuliert: „Die Untersuchung aller gesellschaftlichen Zustände und ihrer Veränderungen bleibt auf die sprachlichen Quellen verwiesen, die davon zeugen können. Jeder Vergleich muß also doppelgleisig verfahren: Die Sprachzeugnisse müssen übersetzt werden, um semantisch vergleichbar zu werden. Aber ebenso müssen die daraus erschlossenen sozialen, ökonomischen und politischen Vorgänge ihrerseits vergleichbar gemacht werden – was ohne die sprachlichen Vorgaben und ihre Übersetzungen nicht möglich ist. Insofern hängt jeder Vergleich von der Übersetzbarkeit sprachlich je verschiedenartig gespeicherter Erfahrungen ab, die aber als Erfahrungen an die Einmaligkeit der jeweiligen Sprache zurückgebunden bleiben. Wir stehen also methodisch vor einer aporetischen Situation.“¹¹³

Der semantische Nominalismus, also die häufig unreflektierte Übersetzung unterschiedlicher historischer Erfahrungen und Erwartungen in einem scheinbaren Äquivalenzbegriff einer Sprache – man denke nur an die exemplarische Unschärfe zwischen ‚Arbeit‘ im Deutschen sowie *work* und *labour* im Englischen – ist seinerseits Kennzeichen des Vergleichs. Um die Untersuchungsfälle vergleichbar zu machen, müssen die Begriffe übersetzt werden. Aber diese Übersetzung ist immer in der Gefahr, die Einmaligkeit der historischen Erfahrungsverdichtung in der jeweiligen Sprache zugunsten eines scheinbaren Äquivalents zu nivellieren. Aus dieser Differenz zwischen Übersetzungsdesiderat und semantischem Nominalismus entsteht eine aporetische Situation. Sie ließe sich methodisch nur umgehen, wenn bei der Übersetzung „die sprachlich nicht einholbaren Differenzierungen mitreflektiert“ würden,¹¹⁴ was für den länderübergreifenden Vergleich eine Metasprache voraussetzt, die aber nicht existiert. Dieser Grenze der komparativen historischen Semantik muss man sich bewusst bleiben.¹¹⁵

Drittens schließlich verschärft sich dadurch das eingangs bereits angesprochene Grundproblem dieses Bandes, das in der Frage aufscheint, ob es einen abstrakt bestimmbareren Bedeutungskern eines allgemeinen Arbeitsbegriffs gibt, der gleichsam überzeitlich und kulturneutral zu fassen wäre.¹¹⁶ Hier erlauben die Beiträge gegenüber

113 Reinhart Koselleck/Willibald Steinmetz/Ulrike Spree: Drei bürgerliche Welten. Zur vergleichenden Semantik der bürgerlichen Gesellschaft in Deutschland, England und Frankreich. In: Hans-Jürgen Puhle (Hg.): Bürger in der Gesellschaft der Neuzeit. Göttingen 1991. S. 14–58, hier: S. 21 f.

114 Ebd. S. 22.

115 Vgl. Jörn Leonhard: Liberalismus. Zur historischen Semantik eines europäischen Deutungsmusters. München 2001. S. 83 f.; Heinz-Gerhard Haupt/Jürgen Kocka: Historischer Vergleich, Methoden, Aufgaben, Probleme. Eine Einleitung. In: dies. (Hg.): Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung. Frankfurt a. M. 1996. S. 9–45; hier: S. 35.

116 Vgl. zur Begriffsbildung ‚Arbeiterklasse‘ bei Marx, die eine bestimmte Form der abhängigen Arbeit privilegiert: Marcel van der Linden/Karl Heinz Roth: Einleitung. In: dies. (Hg.): Über Marx hinaus (wie Anm. 63). S. 7–28, hier: S. 23 f.

der in Europa historisch privilegierten Sicht auf Arbeit als Subsistenzhandeln und der Priorisierung der abhängigen Lohnarbeit vor dem Hintergrund der Entwicklung seit dem Ende des 18. Jahrhunderts durchaus unterschiedliche Antworten. Die Vielfalt von Bedeutungsangeboten stellt sich im Übrigen nicht erst aus globaler oder inner-europäischer Perspektive ein, sondern wird schon bei einer genaueren Untersuchung selbst für den deutschen Sprachraum sehr deutlich.

Die Frage, wie die historische Semantik von Arbeit im vorliegenden Sammelband konkret umgesetzt worden ist, führt zur dritten – *methodisch-disziplinären* – Erweiterung, zum Modus der konkreten Untersuchungen, dem ‚Wie‘ der Analyse. Diese Perspektive ist von den methodisch und disziplinär ganz unterschiedlichen Suchstrategien geprägt: Wie gehen unsere Autorinnen und Autoren in ihren wissenschaftlichen Suchbewegungen vor, und in welchem Verhältnis stehen diese zueinander? So wenig der vorliegende Band einer Idealdefinition von Arbeit anhängt, so wenig lassen sich die Beiträge stringent auf das Programm einer historischen Semantik im engen Sinne reduzieren. Sie oszillieren vielmehr zwischen methodischer Strenge und Systematik und solchen Kontextualisierungen, die eigentlich erst Grundlagen für eine historisch-semantische Analyse darstellen.

Schon in dieser relativen methodischen und disziplinären Offenheit wird der Weg von der punktuellen Begriffsgeschichte zur weiter gefassten historischen Semantik erkennbar: Es geht nicht um die Aneinanderreihung von diachronen Wortbestimmungen und Begriffsdefinitionen, sondern darum, für die Analyse von bestimmten „Situationen des Wortgebrauchs“ (Kuchenbuch) auszugehen. Dabei gehen wir von der Annahme aus, dass Bedeutung sich erst im Kommunikationsprozess und damit in konkreten Kommunikationsräumen bzw. ‚Situationen‘ konstituieren lässt. Vor diesem Hintergrund haben wir Autorinnen und Autoren, die eine spezifische Expertise und Quellenkenntnis für die Geschichte von Arbeitsverhältnissen und Arbeitsformen in konkreten Zeit- und Handlungsräumen besitzen, gebeten, genauer als sie es vielleicht bisher in ihren Forschungen getan haben, auf den je besonderen Wort- und Sprachgebrauch im Bedeutungsfeld von Arbeit zu achten. Diesen Gebrauch von Begriffen in spezifischen Situationen sollten sie als „concepts in action“ begreifen und damit die vom Wortgebrauch ausgehende konstitutive Wirkung für die Geschichte von Arbeitsverhältnissen und Arbeitsbeziehungen in den Blick nehmen. Die historische Semantik von Arbeit und Nicht-Arbeit, wie sie im Sprechen über Arbeit erkennbar wird, soll also nicht mehr als gleichsam abgehobene begriffsgeschichtliche Meta-Erzählung über die Geschichte von Arbeitsverhältnissen und Arbeitserfahrungen gelegt werden, sondern bewusst in die konkrete Geschichte von Arbeit integriert werden. Insofern sind die Begriffe weit mehr als bloße Abbilder sozialer Wirklichkeit, sie sind selbst Faktoren der Genese und Transformation sozialer Realität. Sie sind keine abstrakten Bedeutungsträger, sondern Ausgangspunkte von Handlungen und Faktoren in Konfliktlagen, sind eben „concepts in action“.

Dieser Ansatz, den ‚Situationen des Wortgebrauchs‘ nachzugehen, ist nicht gleichbedeutend mit einem grundsätzlichen Verzicht auf den Anspruch, andere Synthesen als die oben skizzierten Großerzählungen zu entwickeln oder diese auf empirischer Grundlage zu verifizieren oder zu korrigieren. Aber bevor man dahin gelangen kann, sind viele zeitlich und räumlich begrenzte, präzise Analysen zu möglichst vielen Situationen des Wortgebrauchs nötig – vor allem auch für diejenigen Länder und Sprachräume, in denen man bisher noch kaum historisch-semantische Studien zu ‚Arbeit‘ oder anderen Schlüsselbegriffen unternommen hat. Das gilt unter anderem auch für Ostmittel- und Osteuropa, die in diesem Band nicht behandelt werden, wie auch für den Nahen und Mittleren Osten, für Afrika, Südamerika und Ostasien, die exemplarisch berührt werden und von daher einer europazentrischen Sicht vorbeugen.

Welche Suchbewegungen lassen sich in den Beiträgen des vorliegenden Bandes differenzieren? Welche Situationen des Wortgebrauchs werden in den Blick genommen, und welche Leitmotive und Entwicklungstendenzen der historischen Semantik von Arbeit lassen sich auf dieser Grundlage identifizieren?

2.1 Semasiologie, Onomasiologie und die Grenzen des semantischen Zugriffs

Charakteristisch für die Beiträge ist eine Mischung aus semasiologischen Analysen des Wortfelds im engeren Sinn und onomasiologischen Untersuchungen zum Bedeutungs- bzw. Sinnfeld von Arbeit in einem weiteren Sinne. Neben der exemplarischen historischen Semantik bei Ludolf Kuchenbuch, basierend auf den fünf lateinischen Schlüsselbegriffen *servitium*, *opus*, *artes*, *labores*, *merces*, deren frühmittelalterlicher Variantenreichtum nicht in der deutschen Übersetzung von Arbeit aufgeht, stehen Analysen zu konkreten Wortgebrauchssituationen und historische sowie soziologische Kontextualisierungen. Für viele historische Zeiten und Räume geht es darum, das Terrain für künftige semantische Untersuchungen zunächst einmal zu sondieren, etwa wenn in den Beiträgen von Laura Frader und Ulrich Bröckling jene übergeordneten gesellschaftlichen Ordnungsmodelle und Organisationspraktiken beleuchtet werden, ohne die das semantische Feld und seine Strukturen nicht angemessen untersucht werden können.

Aus den ethnologischen Suchbewegungen schließlich wird die Distanz zur historischen Semantik deutlich. Vor allem Gerd Spittlers Beitrag zu einer ethnographischen Semantik weist auf die Grenzen der historisch-semantischen Sprachanalyse hin. Denn das Phänomen und Sinnensemble von Arbeit kann auch durch die Worte der Arbeitenden selbst während ihrer Arbeit oder bei entsprechenden Befragungen nur unzureichend erfasst werden. Hier wird sehr deutlich, dass der Begriff der Arbeit häufig aus dem Reden über Arbeit resultiert. Damit ist aber noch nichts darüber gesagt, was die in solchen Äußerungen erzeugten Arbeitsbegriffe für die konkreten

Arbeitenden in ihrem Alltag bedeuten. Die ethnographische Perspektive verweist in diesem Zusammenhang auf die Notwendigkeit der ausdauernden Beobachtung: Selbst das die Bedeutung von Arbeit konstituierende Vokabular erschließt sich dem Fragenden erst durch eine Mischung aus ausdauernder Beobachtung, Wiederholung, Begleitung, Mittun und ‚richtiger‘ Frage. Und auch dann kann der Fragende nicht sicher sein, dass die Arbeit im Interview authentisch zur Sprache gebracht wird. Der Beitrag von Gerd Spittler und auch der auf mündlichen Zeugnissen beruhende Beitrag von Sigrid Wadauer legen jedenfalls zweierlei nahe: zum einen, dass Aussagen zur Bedeutung von Arbeit immer wieder sehr situativ geprägt sind, dass sie jedenfalls keine besondere Stabilität und Dauer beanspruchen können; zum anderen, dass die Art und Weise des Sprechens über die Arbeit auch die Arbeit selbst und die Auffassungen derjenigen mitformen, die sie konkret verrichten. Es liegt an den Interviewern und ihren besonderen Fragetechniken, welche bedeutungskonstitutiven Vokabulare bei den Gefragten evoziert werden. Das aber hat große Bedeutung für den Quellenwert der Aussagen und damit für die Reichweite des historisch-semantischen Ansatzes.

2.2 Semantische Kontinuitäten, Wiederholungen und Innovationen in der *longue durée* von Arbeit

Auf verschiedenen Ebenen lassen sich als Ergebnis der Beiträge längerfristige Traditions- und Kontinuitätslinien bzw. semantische Referenzbedeutungen identifizieren, auf die immer wieder Bezug genommen wurde und bis in die Gegenwart genommen wird. Dazu zählte nicht nur das Leitmotiv der Berufung auf einen besonderen Arbeitsstolz und ein distinktives Arbeitsethos, auf die Prozesse der Auswahl in der Ausbildung und die Qualität des Endprodukts. Auch das Modell der Erwerbsarbeit in den westlichen Industriegesellschaften und die auf dieses Modell hin ausgerichtete Unterscheidung von Arbeit und Nicht-Arbeit bildeten in ganz unterschiedlichen Erfahrungsräumen für lange Zeit einen Faktor der relativen Bedeutungskontinuität.

Demgegenüber lassen sich aber auch entscheidende Veränderungen ausmachen. Dazu zählt der spannungsreiche Prozess von Individualisierung, Kollektivierung und Re-Individualisierung von Arbeitskonzepten, etwa in der seit Jahren sichtbaren Auflösung von Tarifeinheiten zugunsten individualisierter Zeitarbeit. Solche Entwicklungen sind aber nicht mehr auf einzelne Gesellschaften beschränkt: Die globalen Vernetzungen und Vertaktungen von Produktionsprozessen bedingen auch eine weltweite Vergleichbarkeit von Arbeitsstrukturen – alle diese Faktoren tragen dazu bei, dass die Gültigkeitsdauer, die Halbwertszeit von Arbeitssemantiken tendenziell abnimmt und es immer schwieriger wird, übergeordnete und stabile Bedeutungsreferenzen auszumachen. Auch in Europa ist Erwerbsarbeit heute nicht mehr das allein leitende Paradigma, von anderen historischen Phasen und Regionen gar nicht

zu sprechen. Symptomatisch für diese Entwicklung dürfte die langfristige Pluralisierung der das Wortfeld konstituierenden Vokabulare sein, aus der man durchaus eine gewisse Unübersichtlichkeit in der Gegenwart ableiten kann. Im Englischen kämen neben *work/labour* etwa *effort, toil, industry, activity, exertion, skill, employment, occupation, office, job, task, calling, pursuit, career, service, enterprise, achievement* in Frage. Der Trend zur Pluralisierung der Arbeitssemantiken durch Gegenbegriffe, Verben, Gruppen- und Berufsbezeichnungen ist dabei nicht allein auf Europa beschränkt, sondern auch in Asien unübersehbar.

Diese Tendenzen machen es in der Gegenwart immer schwerer, in der Vielzahl von Begriffen für Arbeit noch den einen übergeordneten Arbeitsbegriff zu identifizieren. Vielmehr lässt sich eine Entkonturierung und Inflationierung des Arbeitsbegriffs nachweisen. Die Verwendungsmöglichkeiten des Arbeitsbegriffs werden so sehr erweitert, dass private Lebensbereiche, die früher in den Bereich der Nicht-Arbeit eingeordnet worden wären, nun mit der Semantik von Arbeit verknüpft werden. Die Beispiele reichen, wie bereits erwähnt, von der ‚Beziehungsarbeit‘ über die ‚Freizeitarbeit‘ bis hin zur Arbeitssuche der Arbeitslosen, die zur ‚Arbeit‘ wird. Die Distinktionswirkung des Begriffs und damit seine polemische Qualität nehmen insgesamt ab. Es wird immer schwieriger, Arbeit und Nicht-Arbeit zu unterscheiden. Das aber bedeutet, dass die politischen und sozialen Funktionen der Kollektivbildung durch die Berufung auf Arbeit insgesamt abnehmen, weil diese Funktionen die Unterscheidung von ‚Arbeit‘ und ‚Nicht-Arbeit‘ voraussetzen. Die letzte verbliebene Funktion könnte in der Gegenwart die der Arbeit als individueller Agentur der Sinnstiftung sein – das macht den Verlust des Arbeitsplatzes zu einer umso traumatischeren Erfahrung.

Alle diese Entwicklungen entziehen sich in ihren Widersprüchen der Eindeutigkeit linearer Großzählungen. Mit dem Auslaufen der Unterscheidung zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit wird es immer schwieriger, ein übergeordnetes Narrativ zu formulieren.

2.3 Europäische und globale Dimensionen: Importe und Exporte, Konvergenz und Divergenz

Mit den europäischen und globalen Dimensionen der historischen Semantik von Arbeit sind zugleich Fragen nach Übersetzung und Übersetzbarkeit, nach Entlehnungen aus westlichen Sprachen sowie nach Exporten und Importen etwa durch Migrationsbewegungen verbunden. Lässt sich eine globale Konvergenz von Arbeitsbegriffen seit der Epoche der europäischen Kolonialexpansion erkennen, oder konnten sich Divergenzen und autochthone Eigenwege erhalten? Wanderten die Begriffe mit den arbeitenden und die ‚Arbeit‘ organisierenden Menschen und ihren Praktiken? Und wie wirkten sich in diesem Zusammenhang Arbeitsmigration, Sklavenhandel,

Plantagenwirtschaft und Arbeitsrecht aus? Die Ergebnisse der Beiträge erlauben es zunächst, das für Europa seit dem 19. Jahrhundert immer wieder postulierte Referenzmodell der Arbeit als Erwerbsarbeit zu relativieren. Schon für Europa selbst kann von einer kontinuierlichen Geltung dieser Vorstellung keine Rede sein. Umso mehr gilt das für außereuropäische Gesellschaften, wo sich autochthone Adaptionen und eigene Entwicklungen erhielten, die sowohl auf sprachstrukturelle als auch auf strukturelle Faktoren und konkrete Erfahrungen verwiesen, wie die Beiträge zu Afrika und Japan zeigen.

Bei den Tuareg in Afrika hatte das für Europa postulierte Bedeutungsmodell von Arbeit als Erwerbsarbeit jedenfalls keine Bedeutung.¹¹⁷ Demgegenüber konnte man in der belgischen Kolonie des Kongo beobachten, wie sich im indigenen Begriff *Kazi* und seinen Bedeutungsverschiebungen die sich seit der Mitte der 1920er Jahre verändernden Strukturen der Arbeitswelten niederschlugen.¹¹⁸ Hatte *Kazi* vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in die Mitte der 1920er Jahre auf Sklaverei und Zwangsarbeit verwiesen, wurde die Semantik des Begriffs im Sinne von Lohnarbeit seit den 1930er Jahren kontinuierlich aufgewertet. Dahinter standen nicht nur die strukturelle Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Arbeiter in der Kupferindustrie, sondern auch ihre erweiterten Handlungsspielräume bei der konkreten Ausgestaltung der Arbeitsverhältnisse. *Kazi* verwies jetzt auf die Aufwertung der individuellen Arbeitskraft und Möglichkeit eines sozialen Aufstiegs. Aus dem Synonym für Unterdrückung und Unfreiheit wurde eine Semantik der Freiheit und Modernität. Das war zugleich mit einem Prozess der sozialen Anerkennung verbunden, der die lokalen Erfahrungen widerspiegelte und jedenfalls nicht in der simplen Adaption eines europäischen Arbeitsbegriffs aufging.

Auch die japanische Entwicklung relativiert die Vorstellung eines globalen Referenzmodells von Arbeit als Erwerbsarbeit.¹¹⁹ Vor allem verweist der Blick auf Japan auf komplexe Übersetzungs- und Entlehnungsprozesse: Das japanische *rôdô* stellte eine Übersetzung aus den westlichen Sprachen im späten 19. Jahrhundert dar. Doch erst der Durchbruch der Industrialisierung und der neuen Zeitregime im Schulwesen und im Militär bahnte einer größeren Verbreitung von *rôdô* den Weg. Erst nach 1945 kam es zu dessen massenhafter Aneignung und der semantischen Festlegung auf den männlichen, festangestellten Arbeitnehmer als Standard. Das aus dem deutschen Wort ‚Arbeit‘ seit der Mitte der 1980er Jahre entlehnte *arubaito* stand demgegenüber für Teilzeitjobs von Studenten und später von Hausfrauen. Im Verlauf der 1990er Jahre entstand die Bezeichnung *fritâ*, aus dem englischen *free* und dem deutschen ‚Arbeiter‘ zusammengesetzt, für die gegenüber dem Ideal des männlichen Festangestellten

117 Vgl. den Beitrag von Gerd Spittler in diesem Band, S. 147–166.

118 Vgl. den Beitrag von Julia Seibert, ebd., S. 209–223.

119 Vgl. den Beitrag von Shinyo Shimada, ebd., S. 309–317.

zunehmend entstandardisierten und irregulären Beschäftigungsverhältnisse. Die Entlehnungen sind in den besonderen Situationen des japanischen Wortgebrauchs vor allem ein Zeichen für die seit den 1980er Jahren zunehmende Heterogenität der dortigen Arbeitskonzepte und die Pluralisierung von Arbeitsverhältnissen.

Anders stellte sich die Entwicklung in China dar.¹²⁰ Hier stand *laodong* für körperliche Arbeit. Nach der Erfahrung maoistischer Kampagnen, in denen zwangsweise *laodong* für alle, gerade auch Angehörige der Intelligentsia, durchgesetzt wurde, wird *laodong* heute als Strafe angesehen. Hier setzte sich die abwertende Konnotation aufgrund der maoistischen Praxis bis in die Gegenwart weiter fort. Es ist jedoch davon auszugehen, dass die Arbeitsbegriffe in der rasant wachsenden und sich differenzierenden Wirtschaft Chinas heute ebenso pluralisiert sind wie in Japan und den westlichen Ländern.

Die europäische Vorstellung, dass für die Arbeitssemantik ein besonderer Zusammenhang zwischen Arbeit und Religion wichtig sei und dass dieser Zusammenhang allein aus der christlich-jüdischen Tradition stamme, wird durch den Blick auf die Arbeitssemantiken im arabisch-osmanischen Raum relativiert. Vor diesem Hintergrund kritisiert Reinhard Schulze die Vorannahme eines generischen Arbeitsbegriffs; dieser entwickelte sich historisch erst im Laufe der Zeit.¹²¹ Für Ägypten in der Phase ab 1800 kann er zeigen, wie allmählich ein generischer Begriff von Arbeit und Arbeiter entstand. Aber auch hier konnte von einer einfachen Übertragung europäischer Semantiken keine Rede sein, denn die Konturen des neuen Arbeitsbegriffs unterschieden sich von den in sich wiederum differenten europäischen Semantiken. Im Unterschied zu anderen arabischen Begriffen, die auf ‚Arbeit‘ verweisen, war der Begriff *ʿamal* islamisch konnotiert und bezeichnete jene Tat oder jenes Werk, für das der Mensch beim jüngsten Gericht belohnt oder bestraft werden wird. Das rekurrierte auf eine ältere Tradition der islamischen Hochschätzung von Arbeit und Erwerb. Nicht das Verständnis von Arbeit als Mühe und Qual, sondern der Zusammenhang von Arbeit, Wert und Erwerb bildete mithin die semantische Grundlage für einen modernen Arbeitsbegriff im arabischen Raum. Das verwies zugleich auf die klassische islamische Theologie, in der das individuelle Tun mit dem Erwerb des von Gott Gesetzten verbunden wurde.

In den Kolonialgesellschaften Südamerikas wurden Arbeitsbegriffe zunächst ganz stark von religiösen und antiken Bedeutungselementen geprägt, während ökonomische Faktoren nur mit erheblicher zeitlicher Verzögerung Bedeutung für die Semantik annahmen.¹²² Vor diesem Hintergrund wurde den Arbeitsbegriffen eine ausgesprochen sozialdisziplinierende Funktion zugeschrieben, so dass sie lange Zeit zur Stabilisierung der frühneuzeitlichen Ständeordnung beitrugen. Müßiggang galt

120 Vgl. auch Hermanns: Arbeit (wie Anm. 1), S. 291.

121 Vgl. den Beitrag von Reinhard Schulze in diesem Band, S. 191–208.

122 Vgl. den Beitrag von Korzilius in diesem Band, S. 115–146.

als Sünde und zugleich als Infragestellung der kolonialen Herrschaftsordnung. Wurde die Arbeit der über Sklaverei und Tributpflicht abhängigen Indios lange Zeit als „Zivilisierung“ eines Naturzustandes interpretiert, so erzwangen die großen demographischen Verluste der indigenen Bevölkerung schließlich eine Wende zum Ideal freier Lohnarbeit, obgleich in der Realität die rigorose Arbeitspflicht herrschte. Insgesamt konnte sich eine scharfe Grenze zwischen freier und unfreier Arbeit weder in der sozialen Praxis noch in der Semantik von Arbeit durchsetzen, was langfristig auch die Bildung einer distinkten Arbeiterklasse in vielen Gesellschaften Südamerikas verzögert hat. Erst im 18. Jahrhundert begannen sich tiefgreifende Veränderungen im Bedeutungshorizont von Arbeit abzuzeichnen. Nun konnte Arbeit als Teil eines antireligiösen Modernisierungsdiskurses und Sklaverei als Ursache für die moralische Dekadenz der Kolonialgesellschaft angesehen werden. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts und angesichts der nationalen Unabhängigkeitsbewegungen erlebte Arbeit schließlich eine eigentümliche Politisierung: Hatte man in den Metropolen Spaniens und Portugals traditionell die Belastung durch die Kolonien und die dortige Neigung zu Müßiggang gegeißelt, so betonten die antikolonialen Unabhängigkeitsbewegungen nun ihre eigene Arbeitsgesinnung im Gegensatz zum „Parasitentum“ der alten Kolonialherrscher. Nach der Unabhängigkeit trat an die Stelle dieses Gegensatzes der Konflikt zwischen den europäischen Immigranten, die man als effiziente Lohnarbeiter feierte, und der indigenen Bevölkerung, der man Arbeitsunfähigkeit und Arbeitsverweigerung unterstellte. Diese Stereotypen haben weit über das 19. Jahrhundert hinaus auch noch in der Gegenwart vieler südamerikanischer Gesellschaften Bedeutung.

2.4 Soziale und politische Funktionen des Redens über Arbeit

Aufschlussreich sind die in den Beiträgen untersuchten Wortgebrauchssituationen für die Differenzierung von bestimmten sozialen und politischen Funktionen des Sprechens über Arbeit. Relevant sind dabei zunächst die Zusammenhänge zwischen Arbeitssemantiken und sozialen Ordnungsmustern. Besonders deutlich treten diese in den sozialen Statusdefinitionen und Statuszuschreibungen des Mittelalters und der frühen Neuzeit hervor, so etwa in den mittelalterlichen Ständelehren (Ludolf Kuchenbuch), aber auch in der Unterscheidung zwischen freier und unfreier Arbeit (Josef Ehmer) und dem Sonderfall der Bestimmung des Sklavenstatus in Kolonialgesellschaften (Sven Korzilius) sowie schließlich in der Formierung der Arbeiterklasse im 19. Jahrhundert, bei der soziale Gruppenbildung durch Integration nach innen und Abgrenzung nach außen sowie politisch-soziale Partizipationsforderungen in der Berufung auf die Referenzgröße Arbeit Hand in Hand gingen (Thomas Welskopp).

Gerade in den Kolonialgesellschaften war mit Statuszuschreibungen, die sich an Arbeitssemantiken anlehnten, zugleich eine besondere sozialdisziplinierende und

punitiv verbunden, der die Vorstellung zugrunde lag, dass ein funktionierendes Gemeinwesen auf Arbeit und Anstrengung basiere (Korzilius). Andererseits bot die Berufung auf Lohnarbeit auch die Chance, den eigenen Status innerhalb von Kolonialgesellschaften aufzuwerten; hier wurde in den Arbeitssemantiken nicht allein die Exklusion sichtbar, sondern vor dem Hintergrund von Modernisierungsprozessen in der Aussicht auf sozialen Aufstieg und Freiheitsrechte auch ein suggestives Zukunftsversprechen (Seibert).

Das Sprechen über Arbeit erlaubte es, Gesellschaften zu differenzieren, aber auch soziale Gruppen in eine Hierarchie einzuordnen, bestimmte Gruppen zu integrieren oder andere auszuschließen, ja im Extremfall sogar ihre physische Existenz in Frage zu stellen. In der Definition von sozialem Status und Zugehörigkeit kamen zwei unterschiedliche Prozesse zum Tragen, die nicht immer trennscharf voneinander geschieden werden können: Einerseits trug die Arbeit entscheidend zur Bestimmung der gesellschaftlichen Position bei, andererseits aber definierte der soziale Status auch die Art der Arbeit, die jemand verrichten durfte oder musste. Die Beiträge dieses Bandes lassen daran zweifeln, dass man die beiden Prozesse in einem diachronen Narrativ zusammenfügen kann, nach dem die Überwindung der vormodernen Ständeordnung langfristig den Weg zu individuellem Aufstieg auf der Basis von Arbeit und Leistung geebnet hätte – das klassische westeuropäisch-transatlantische Motiv der Hochschätzung der individuellen Arbeit im kapitalistisch organisierten System des freien Marktes. Aber Definitionen, durch welche Arbeit jemand ausgezeichnet wurde, was für eine Arbeit jemand übernehmen durfte, welche er verrichten musste und von welcher man ihn *a priori* ausschloss, waren nicht allein in vormodernen Stände- und Kastensystemen virulent; gerade im 20. Jahrhundert wurden sie im Zeichen ideologischer Extreme und in diktatorischen Zwangsregimen auch auf soziale Gruppen, Ethnien oder Rassen bezogen – mit mörderischen Konsequenzen, wie zumal das Beispiel der Juden im Nationalsozialismus bewies.

Im 20. Jahrhundert dienten die im Sprechen über Arbeit vermittelten Positionen und Kriterien dazu, Geschlechterdifferenzen und rassische Hierarchien zu entwickeln. Laura Frader kann in ihrem Beitrag zeigen, dass und wie in den französischen *languages of labour* des 20. Jahrhunderts bestimmte rechtliche und organisatorische Praktiken des Staates wirksam wurden. Die Definition dessen, was als Arbeit gelten konnte, hatte vor allem nach dem Ersten Weltkrieg wichtige Folgen für die soziale Statuszuschreibung von Männern als traditionellen Ernährern der Familie und ihre politisch-partizipative Definition als Staatsbürger – das ging über die traditionelle Vorstellung von *travail* als individueller Aktivität weit hinaus. Gegenüber den Vorstellungen französischer Feministinnen, dass auch Mutterschaft als Arbeit gelten könne, setzte sich vor dem Hintergrund der demographischen Verluste des Landes im Krieg aber sehr bald eine Restabilisierung der traditionellen Trennung von Geschlechterrollen entlang der Semantik von Arbeit durch: Der bezahlten Lohnarbeit der Männer als

Familienvorstände stand die Funktion der Frau als Ehefrau und Mutter gegenüber. An diesem Modell orientierte sich auch die offizielle Sozial- und Familienpolitik, so in der Unterscheidung zwischen sozialpolitischen Zuschüssen, die sich an der Erwerbsarbeit der Männer orientierten, und solchen, die den Frauen als Müttern zukommen sollten. Hinter dem Sprechen über Arbeit zeichneten sich sehr spezifische Vorstellungen zum sozialen Leitbild der Familie und der Geschlechterordnung ab. Hinzu traten seit den 1920er Jahren Neudefinitionen von Arbeit im Zuge einer Rationalisierung von Produktionsabläufen und einer Verwissenschaftlichung von Arbeit. Auch diese Bestimmungen orientierten sich an den Kriterien von Geschlecht und Ethnie bzw. Rasse – dies vor allem im Blick auf schwarzafrikanische Einwanderer auf dem französischen Arbeitsmarkt, deren Qualifikation man mit denen von Frauen verglich und niedriger beurteilte als die von französischen weißen Männern – mit entsprechenden Folgen in der Auswahlpraxis bei Neueinstellungen. Die Orientierung an Geschlechterrollen und ethnisch-rassischen Markierungen imprägnierte die Vorstellungen einer hierarchisch gestuften Wertigkeit von Arbeit. Hier wirkte die Semantik von Arbeit in der Praxis also exkludierend und hierarchisierend, während sie zugleich dazu beitrug, ein bestimmtes Gesellschaftsmodell und Familienleitbild zu rechtfertigen.

Eine andere sozialhistorisch relevante Funktion des Sprechens über Arbeit erschließt sich aus der bereits oben angedeuteten langen Dauer eines individuellen Arbeitsethos, eines Stolzes auf die Qualität eines Produkts und der dahinter stehenden Qualifikation. Wie in den Beiträgen von Thomas Welskopp, Jörg Neuheiser und Dietmar Süß deutlich wird, verband sich mit solchen Berufungen auf den Wert des Arbeitsprodukts auch der Kampf um die Anerkennung der Wertigkeit der Arbeit und des aus ihr abgeleiteten sozialen Status desjenigen, der sie verrichtete und der damit Verantwortung für die Qualität ihres Ergebnisses übernahm. Solche Positionen erinnerten nicht zufällig an die *moral economy*-Diskurse der Vormoderne. Sie erwiesen sich, wie Neuheiser zeigt, selbst gegenüber den Höhenkammdiskursen zwischen politischen Akteuren und Demoskopern im Rahmen der Wertewandel-Diskussionen um postmaterialistische Arbeitssemantiken in den 1980er Jahren als erstaunlich stabil. Zwar drangen neue Begriffe in die tägliche Kommunikation vor Ort und die Konflikte am Arbeitsplatz ein. Aber darin ging das Sprechen über Arbeit keinesfalls auf, im Gegenteil – hier waren stets auch ganz andere Deutungen und Bestimmungen von Arbeit möglich. Der vermeintlich postmaterialistische Sprachgebrauch im Kontext der Diskussionen um die ‚Humanisierung der Arbeitswelt‘ war nicht gleichbedeutend mit einem völlig neuen Arbeitsethos. Leistung und Fleiß, die Hochschätzung von Arbeit für das Selbstbild der Arbeiter, ihr Beharren auf einer eigenen Würde auf der Basis erlernter Fähigkeiten und der sichtbaren Qualität ihrer Produkte blieben vielmehr entscheidende Referenzen. All das unterstreicht die Eigendynamiken, ja den Eigensinn von sozialer Arbeitspraxis und betrieblicher Kommunikation vor Ort.

Seit dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert standen solche Rekurse auf traditionelle Arbeitsethiken in einem zunehmend spannungsreichen Verhältnis zu neuen Ansätzen der Rationalisierung, Disziplinierung und Kontrolle von Arbeitsorganisation und der ökonomischen Kosten-Nutzen-Maximierung durch Fragmentierung und Spezialisierung von Produktionsprozessen. Aus der Sicht des Taylorismus und Fordismus stand gerade nicht das Arbeitsethos der Arbeiter im Vordergrund, sondern der Verdacht der natürlichen Faulheit der Arbeiter, ihrer Bequemlichkeit und notorischen Neigung zur Arbeitsvermeidung. Nicht ein bestimmtes Ethos, sondern allein Geld, Sozialleistungen und zusätzliche unternehmerische Anreize, etwa eine Verbesserung der Arbeitsplatzbedingungen oder gesunde Wohnquartiere in Modellsiedlungen, konnten aus dieser Perspektive motivierend wirken. Trotzdem schwächte gerade die immer stärkere Fragmentierung des Arbeitsprozesses die Identifikation des Einzelnen mit seinem Unternehmen; es waren gerade solche konkreten Arbeitserfahrungen seit den 1920er und 1930er Jahren, die dann als Reaktion in den 1980er Jahren neue Forderungen nach einer ‚Humanisierung der Arbeitswelt‘, nach erweiterten Partizipationsmöglichkeiten (‚betriebliche Mitbestimmung‘) und einer wieder stärker arbeitsethisch konnotierten Identifikation mit der eigenen Arbeit und dem eigenen Unternehmen hervorbrachten.

Die Vorstellung, dass die traditionelle Distinktionsfunktion des Sprechens über Arbeit im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert einer sozialen Integrationswirkung Platz gemacht habe,¹²³ wird durch die Beiträge dieses Bandes korrigiert. Zwar gewann die Integrationsfunktion in dieser Phase enorm an Bedeutung und kann in Anlehnung an Reinhart Koselleck als ‚Demokratisierung‘ des Arbeitsbegriffs beschrieben werden. In diesem Kontext stehen die Befunde von Thomas Welskopp zur sozialdemokratischen Hochschätzung der Arbeit gegenüber unproduktiver Nicht-Arbeit und der handwerklich, politisch und revolutionär konnotierten Arbeitssemantik im späteren 19. Jahrhundert. Diese Entwicklung ist auch deshalb von großer Bedeutung, weil sich die Arbeitssemantik damit im weitesten Sinne für politische und ideologische Funktionalisierungen im 20. Jahrhundert öffnete.

Aber das 20. Jahrhundert ging gerade nicht in der Integrationswirkung der Arbeitssemantik auf. Die Distinktionswirkung verlor nicht nur niemals ihre Relevanz, sondern sie wurde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sogar immer stärker radikalisiert. Aus dem Sprechen über Arbeit als Ausgangspunkt für die Selbstpositionierung innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft und als Integrationsinstrument sozialer Gruppenbildung wurde im Zeitalter der ideologischen Extreme schließlich das Mittel zur radikalen Exklusion, ja Vernichtung anderer Gruppen. Der Beitrag von Kiran Patel zur ideologischen Indienstnahme der Arbeit im Nationalsozialismus und im amerikanischen *New Deal* unterstreicht, wie es in beiden Fällen zu einer nationalen

123 Hermanns: Arbeit (wie Anm 1). S. 277, auch explizit als zeitliche Folge S. 285.

Überhöhung, ja Sakralisierung von Arbeit kam. Die mögliche Kopplung von Dienst und Arbeit im ‚Arbeitsdienst‘ unterstrich vor allem eine neue Bedeutungsrichtung im frühen 20. Jahrhundert, die ohne die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs, das heißt vor allem die Bestimmung des Soldatendienstes als Arbeit im Krieg, und die ideologische Vereinnahmung von Arbeit nicht zu erklären ist. Während aber der deutsche Arbeitsbegriff immer einseitiger auf ‚Volksgemeinschaft‘ ausgerichtet wurde und damit gleichzeitig inkludierend und radikal exkludierend wirkte, indem Arbeit nach Wertigkeiten hierarchisiert und dann bestimmten Rassen zugeordnet wurde, bot in den USA die Identifikation mit dem einzelnen Unternehmen eine Alternative zur Semantik der Arbeit als „Dienst am Ganzen“.¹²⁴ Hier waren die nationale Überhöhung und rassistische Hierarchisierung der Arbeitssemantik weniger stark ausgeprägt, obgleich Letztere in der Praxis des *New Deal* fortwirkte. Bildeten in Deutschland Staat und Gemeinschaft die entscheidende Referenz, so in den USA tendenziell eher Familie und persönliches Fortkommen.

Auffallend an den politisch-ideologischen Zugriffen seit den 1920er Jahren war vor allem eine Tendenz, national konnotierte Arbeit zu heroisieren (‚Helden der Arbeit‘), das heißt, im individuellen Überwinden vorgegebener Leistungsgrenzen eine besonders exemplarische Identifikation mit dem übergeordneten Ganzen zu vermitteln. Wenn in das Verständnis des totalisierten und des totalen Kriegs im 20. Jahrhundert die Semantik von Arbeit einging, so nahm die Arbeitssemantik umgekehrt auch Bedeutungselemente von Kampf und Krieg auf. Die Euphemisierung radikaler Gewalt mit Hilfe des Arbeitsbegriffs (‚Arbeit macht frei‘) im Nationalsozialismus wie im Stalinismus war vor diesem Hintergrund kein Zufall.¹²⁵

Parallel zu diesen politischen Prozessen verlief im 19. und 20. Jahrhundert noch ein weiterer Strang, den man als Kampf um Anerkennung bezeichnen kann, wobei Arbeit in diesen Zusammenhängen als Kapitalsorte wirkte, als Vehikel für Konvertierungsprozesse. Anerkennung durch Arbeit konnte sich auf politische Partizipation oder soziale Statuszuschreibungen beziehen oder aber – in Kolonialgesellschaften –

124 Vgl. Beder: *Selling the Work Ethic* (wie Anm. 8). S. 121.

125 Vgl. neben der Literatur in den Anm. 36 und 37 auch Silke Satjukow/Rainer Gries (Hg.): *Sozialistische Helden. Eine Kulturgeschichte von Propagandafiguren in Osteuropa und der DDR*. Berlin 2002; Dietmar Neutatz: *Die Suggestion der „Front“*. Überlegungen zu Wahrnehmungen und Verhaltensweisen im Stalinismus. In: Brigitte Studer/Heiko Haumann (Hg.): *Stalinistische Subjekte. Individuum und System in der Sowjetunion und der Komintern 1928–1953*. Zürich 2006. S. 67–80; Dirk Riedel: „Arbeit macht frei“. Leitsprüche und Metaphern aus der Welt des Konzentrationslagers. In: *Dachauer Hefte*, 22, 2006. S. 11–29; Klaus Gestwa/Kerstin von Lingen: *Zwangsarbeit als Kriegsressource. Systematische Überlegungen zur Beziehungsgeschichte von Krieg und Zwangsarbeit*. In: dies. (Hg.): *Zwangsarbeit als Kriegsressource in Europa und Asien*. Paderborn 2014. S. 15–54.

auch auf mehr Autonomie, Freiheitsrechte und soziale Mobilität, jedenfalls auf eine Überwindung ethnisch und rassisch begründeter Ungleichbehandlung. Diese Kämpfe um Anerkennung waren für die Arbeitssemantik deshalb von großer Bedeutung, weil in ihrem Verlauf Phänomene zu Arbeit erklärt wurden, die das so vorher nicht gewesen waren. Das galt zum Beispiel für die Versuche, die Bereiche Mutterschaft und Familie als Arbeit zu definieren, sie damit aufzuwerten und daran sozialpolitische Ansprüche zu knüpfen.

2.5 Grenzziehungen und Grenzverwischungen: Arbeit und Nicht-Arbeit

Der tendenziellen Aufwertung von Arbeit bis hin zur Vorstellung von Arbeit als Normalzustand korrespondierte die Notwendigkeit, Nicht-Arbeit zu rechtfertigen. Die frühmittelalterliche Funktion von *labor* (im Sinne des physischen Zwangs) und *opus* (im Sinne des vom einzelnen Mönch erzeugten Werks) im gemeinsamen Lebensunterhalt wurde auch aus dem Gegensatz zur *otiositas* abgeleitet (Kuchenbuch). Aber für die frühe Neuzeit und die Phase der Reformation, in der sich angesichts der sozialen Differenzierung, der Expansion der Lohnarbeit und der Auseinandersetzungen um die Reformation das Sprechen über Arbeit erheblich intensivierte, ist das Bild bei näherem Hinsehen widersprüchlich, wie der Beitrag von Josef Ehmer zeigt. Einerseits diente die Arbeitssemantik dazu, die tradierte Machtstellung herrschender Gruppen zu legitimieren und körperliche Arbeit den unteren Schichten zuzuweisen. Andererseits diente das Sprechen über Arbeit der identitätsstiftenden Vergewisserung bei zünftigen Handwerkern, Bergarbeitern und zum Teil auch bei Bauern. Aber im Lob der Arbeit zur sozialen Abgrenzung der Mittelschichten nach oben und unten ging die Arbeitssemantik doch nicht auf, auch wenn sich die polemische Kritik an den Müßiggängern unter den Armen intensivierte. Für den Adel blieb Arbeit nach wie vor nicht mit den überkommenen Ehrbegriffen in Einklang zu bringen, in der Theologie blieb die *vita contemplativa* ein wichtiger Bezugspunkt, und die neuen Utopien vom Schlaraffenland verwiesen auf einen umfassenden Glückszustand, ohne Arbeit und ohne Pein¹²⁶.

Tendenziell verstärkte sich aber seit der Reformation die Aufwertung von Arbeit. Hegel konnte zu Beginn des 19. Jahrhunderts bilanzieren, dass die „Arbeitslosigkeit“ nach der Reformation „nicht mehr als ein Heiliges gegolten“ habe, „sondern es wurde als das Höhere angesehen, daß der Mensch in der Abhängigkeit durch *Tätigkeit* und Verstand und Fleiß sich selber unabhängig macht“.¹²⁶ Arbeitslosigkeit erschien Hegel

126 Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesung über die Philosophie der Geschichte, in: Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel (Hg.): Theorie-Werkausgabe. Werke in zwanzig Bänden auf der Grundlage der *Werke* von 1832–1845 neu ediert, hier: Bd. 12.

gleichbedeutend mit unsittlich verstandener Armut, Trägheit und gefährlicher Untätigkeit. Nietzsche reflektierte die semantische Trennung zwischen Arbeit und Muße als vorherrschende Tendenz seines Zeitalters – das verlangte Eindeutigkeit und ließ eine Übergangszone zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit nicht mehr zu. Die überkommene adlige Standeskultur mit einer aus dem Ehrbegriff abgeleiteten Distanz zur Arbeit wurde unter diesen Umständen zum anachronistischen Residuum. Das „Gewissen eines arbeitsamen Zeitalters“ erlaube es, so Nietzsche, jedenfalls nicht mehr, „die besten Stunden und Vormittage der Kunst zu geben, und wenn diese Kunst selber die größte und würdigste wäre. Sie gilt uns als Sache der Muße, der Erholung: wir weihen ihr die *Reste* unserer Zeit, unserer Kräfte.“¹²⁷

Für die Phase seit dem Ende des 19. Jahrhunderts und vor dem Hintergrund der zunehmenden Verwissenschaftlichung des Sozialen wurde der Zugriff des Staates für die kategoriale Trennung von Arbeit und Nicht-Arbeit wichtig. Der Beitrag von Bénédicte Zimmermann verweist auf die wichtige Unterscheidung zwischen lexikalischer Begriffssemantik und der Semantik von praxeologischen Kategorien – hier konkretisiert am Beispiel von ‚Arbeitslosigkeit‘/*chômage* im deutsch-französischen Vergleich. Während die Begriffe um 1900 in Deutschland und Frankreich kongruente Semantiken aufwiesen, traten bei den sozialpolitischen Kategorien die unterschiedlichen Motive hervor. Denn im Kontrast zu Frankreich ging es den deutschen Statistikern nicht darum, die Zahl der Arbeitslosen zu ermitteln, die Anspruch auf staatliche Hilfe haben sollten, sondern darum zu beweisen, dass eine solche Hilfe unnötig sei. Daher wandte man relativ weitgefaste Definitionskriterien an.

Während die moralisch intendierte Unterscheidung von eigener Arbeit und der Nicht-Arbeit der Unternehmer bei den Sozialdemokraten das Marx'sche Kapital zunächst noch als Hemmschuh für die eigentliche Arbeit erscheinen ließ, musste man

Frankfurt/M. 1970. S. 503; vgl. ebd. S. 457–458 zu den entgegengesetzten Bewertungen im katholischen Mittelalter: „Die Ehe wurde nun zwar von der Kirche zu den Sakramenten gerechnet, trotz diesem Standpunkte aber degradiert, indem die Ehelosigkeit als das Heiligere gilt. Eine *andere* Sittlichkeit liegt in der *Tätigkeit*, in der Arbeit des Menschen für seine Subsistenz. Darin liegt seine Ehre, daß er in Rücksicht auf seine Bedürfnisse nur von seinem Fleiße, seinem Betragen und seinem Verstande abhängt. Diesem gegenüber wurde nun die *Armut*, die Trägheit und Untätigkeit als höher gestellt und das Unsittliche so zum Heiligen geweiht. Ein *drittes* Moment der Sittlichkeit ist, daß der *Gehorsam* auf das Sittliche und Vernünftige gerichtet sei, als der Gehorsam gegen die Gesetze [...] nicht aber der blinde und unbedingte, der nicht weiß, was er tut“.

127 Friedrich Nietzsche: Der Wanderer und sein Schatten. In: Menschliches, Allzumenschliches II. Kapitel 28, Aphorismus 170. Zit. nach: ders.: Menschliches, Allzumenschliches, I und II. Kritische Studienausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. München 1988. S. 623.

schon nach 1870 das Zugeständnis machen, dass es sich auch bei den Unternehmern um Arbeit handelte, wenn auch um eine unproduktive Arbeit. Damit deutete sich eine Grenzverwischung zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit an, die sich fortsetzen sollte und im frühen 20. Jahrhundert bereits zu einer ausgesprochenen Pluralisierung und einem großen Variantenreichtum führte. Sigrid Wadauers Beitrag unterstreicht das im Blick auf die Semantik von Praktiken des Lebensunterhalts in der Zwischenkriegszeit. Die Dichotomie Arbeit/Nicht-Arbeit löste sich in den Befragungen von Zeitgenossen in ein breites Spektrum von jeweils situativ bestimmten Praktiken auf; das galt für den Arbeitsbegriff selbst, etwa durch Begriffe wie Beruf, Erwerb, Posten, Job, sowie für den Begriff der Arbeitslosigkeit durch Beschreibung eines Ensembles, das von offiziell anerkannter Arbeitssuche, Stellenwechsel, zu Hause Aushelfen, Gelegenheitsarbeit und sein Auskommen Finden bis hin zur strafbaren Nicht-Arbeit und dem Vagabundieren reichte.

Vor allem seit den 1970er Jahren sollten sich die Pluralisierung der Vokabulare und die Verwischung der Grenzen zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit beschleunigen. Symptome dafür waren einerseits die immer größere Variationsbreite der Verwendungsweisen von ‚Arbeit‘, ‚Tätigkeit‘, ‚Stelle‘, ‚Gelegenheit‘, ‚Job‘ und andererseits neue Komposita, welche die Arbeitssemantik, wie oben skizziert, auf klassische Bereiche von Nicht-Arbeit anwendeten (Freizeit, Urlaub, Konsum).

Verstärkt wurden diese Tendenzen vor allem seit den 1980er Jahren und im Kontext der Debatten um eine ‚Krise der Arbeitsgesellschaft‘, wie der Beitrag von Dietmar Süß zeigt. Die Angst vor einer Erosion des bürgerlichen Tugendkatalogs und damit vor dem Verschwinden einer bürgerlichen Arbeitssemantik verdeckte dabei, dass die neuen Konzepte von Arbeit als Vehikel der Selbstverwirklichung umstritten blieben und Rekurse auf ältere arbeitsethisch geprägte Bedeutungen keinesfalls ausschlossen. Die Phase seit den 1980er Jahren erscheint in dieser Perspektive als eine weitere Variante eines historischen Leitmotivs: nämlich des Kampfs um die Anerkennung des Einzelnen durch seine Arbeit und ihre Anerkennung als gesellschaftlich relevante Tätigkeit, die eine angemessene materielle wie soziale und kulturelle Honorierung begründet. Während die Gewerkschaften auch in ihrem Kampf um die Verkürzung der Arbeitszeiten prinzipiell an der Grenzziehung zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit und dem Ideal der Erwerbsarbeit festhielten, ging es den neuen sozialen Bewegungen und den alternativen Betrieben um ein prinzipiell neues Verhältnis von Arbeit und Zeit sowie von Arbeit und Lebenswelt. Im Zentrum standen nicht sektorale Tarifinteressen des Arbeitnehmers, sondern alternative Arbeits- und Lebensformen als ein ganzheitliches Programm, das gerade keine klare Grenze von Arbeit und Nicht-Arbeit mehr kannte.

Aber genau von hier aus führt eine Spur zur Semantik der Flexibilisierung, der permanenten Selbstoptimierung und des von Ulrich Bröckling beschriebenen „unternehmerischen Selbst“, die an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert die Grenzen zwischen Arbeit und Nicht-Arbeit durchlässig gemacht haben. Diese neuen Begriffe,

häufig nicht mehr als eine euphemistische Sprach-Camouflage von konkreter Prekarität, haben die früheren Arbeitssemantiken in den Hintergrund gedrängt – aber sie bleiben ein Bezugspunkt für Vergleiche und damit auch für Kritik und Widerstand.

Eine vergleichend und diachron angelegte, von Situationen des Wortgebrauchs ausgehende historische Semantik von ‚Arbeit‘, wie sie der vorliegende Band anregt, kann und will die Erforschung der praktischen, materiellen und institutionellen Seiten von Arbeitsverhältnissen und Arbeiterexistenzen nicht ersetzen. Thomas Sokoll weist in seinem abschließenden Kommentar auf diese und weitere Grenzen des semantischen Ansatzes hin. Auch andere Desiderate sind zu nennen: In der räumlichen, weltregionalen Dimension bleiben viele leere Stellen zu füllen. Mehr empirische Tiefenbohrungen und Fallstudien zur Semantik in konkreten Arbeitswelten – vom Mönchskloster über die Hirten Westafrikas bis zum Fabrikalltag bei Mercedes – würden Erkenntniszuwachs bringen. Die visuellen, architektonischen, inszenatorischen, performativen, in Körperpraktiken oder Alltagsobjekte wie zum Beispiel Bürostühle eingeschriebenen Dimensionen von Arbeitsbegriffen sollten die auf Sprache konzentrierte historische Semantik ergänzen. Und man müsste die Frage erörtern, wie sich die hier präsentierten größeren und kleineren Erzählungen zur Semantik von ‚Arbeit‘ durch korpuslinguistische, computergestützte Analysemethoden untermauern oder auch korrigieren ließen.

Unbeschadet der Begrenzungen und Desiderate aber sind Geschichten des semantischen Wandels von Arbeitsbegriffen und ihrer sich ändernden Verwendung in Handlungszusammenhängen unverzichtbarer Bestandteil jeder Sozial-, Politik- oder Rechtsgeschichte von Arbeitsformen und Arbeitsbeziehungen. Was Menschen als ‚Arbeit‘ definieren, wie sie ihre ‚Arbeit‘ im Verhältnis zu den Tätigkeiten anderer verstehen, hat unmittelbare Auswirkungen auf ihre soziale, rechtliche und politische Lage. Der Wortgebrauch ist weder arbiträr noch harmlos. Die Wörter, mit denen Arbeitsformen und Arbeitsbeziehungen, Arbeitende und Nicht-Arbeitende bezeichnet werden, fixieren die rechtlichen und organisatorischen Rahmenbedingungen, unter denen Arbeit geleistet wird. Sie konstituieren Hierarchien, vollziehen Ein- und Ausschlüsse und sind Teil unserer Vorstellungen von gesellschaftlicher Ordnung. Statistische Kategorien wie ‚Arbeitslosigkeit‘ verteilen materielle Lebenschancen; Bestimmungen von Personen als ‚arbeitsfähig‘ oder ‚arbeitsunfähig‘ konnten für das Überleben entscheidend sein. Für die Auseinandersetzung mit historischen Arbeitsbegriffen spricht weiter, dass ältere Arbeitssemantiken, selbst wenn ihre Referenz auf Wirklichkeit schwindet, als Ansatzpunkte für kritische Auseinandersetzungen mit Arbeitsverhältnissen der Gegenwart relevant bleiben. Und nicht zuletzt: Die Beschäftigung mit historischer Semantik sensibilisiert für das, was in der teilnehmenden Beobachtung oder historischen Beschreibung von Arbeit nicht auf den ersten Blick sichtbar ist.